

Aus dem
9. Universitätslehrgang
„Tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“
der Veterinärmedizinischen Universität Wien

Tiere in der Wohnungslosigkeit

HAUSARBEIT

zur Erlangung der Qualifikation
„Akademisch geprüfte Fachkraft für tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“
der Veterinärmedizinischen Universität Wien

vorgelegt von
Mag.(FH) Ursula Kanta

Wien, August 2014

Inhalt

| | |
|--|----|
| Einleitung | 6 |
| Definitionen und Begriffsklärung | 8 |
| Wohnen..... | 8 |
| Wohnungslosigkeit/Wohnungslose | 9 |
| Gründe für Wohnungslosigkeit..... | 10 |
| Unterschiede bei Geschlechtern..... | 11 |
| Stigmatisierung | 12 |
| Obdachlosigkeit/Obdachlose | 12 |
| Haustiere | 13 |
| Mensch-Tier-Beziehung | 14 |
| Die Biophilie-Theorie..... | 14 |
| Konzept der „Du-Evidenz“ | 16 |
| Bindungstheorie..... | 17 |
| Warum sind Tiere für Menschen so wichtig? Spezieller Blickwinkel auf Wohnungslose | 19 |
| Gute Gründe für Tiere in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe | 25 |
| Diskussion: Kann ein Tier von einem Wohnungslosen überhaupt artgerecht gehalten werden? | 27 |
| Richtlinien und Standards für das Halten von Tieren, speziell: Wohnungslose | 30 |
| Aktuelle Situation in der Wiener Wohnungslosenhilfe..... | 32 |
| Hilfe für alle..... | 32 |
| Nachtquartiere..... | 33 |
| Übergangswohnhäuser | 33 |
| Betreutes Wohnen | 33 |
| Sozial betreute Wohnhäuser | 34 |
| Housing First..... | 34 |
| Sonstiges | 35 |
| Hilfe für Tierhalter..... | 35 |
| Interviews mit BetreuerInnen | 36 |
| Derzeit in den Einrichtungen lebende Tiere | 39 |
| Vorteile der Haustierhaltung | 39 |
| Nachteile der Haustierhaltung..... | 40 |
| Ressource vs. Belastung..... | 41 |

| | |
|--|----|
| Tiere als integrierter Bestandteil der Betreuung | 42 |
| Inadäquate Versorgung | 44 |
| Keine Haustiere erlaubt..... | 45 |
| Interviews BewohnerInnen..... | 46 |
| Herr Josef..... | 47 |
| Frau Karin | 47 |
| Herr Harald | 48 |
| Herr Richard..... | 49 |
| Herr Daniel..... | 50 |
| Frau Sabrina | 50 |
| Herr Helmut | 51 |
| Zusammenfassung und Empfehlungen | 53 |
| Abbildungsverzeichnis | 56 |
| Quellenverzeichnis | 57 |

Ich versichere,

dass ich diese Hausarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Dass ich dieses Hausarbeitsthema bisher weder in In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Dass diese Arbeit mit der von der Begutachter beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Wien, September 2014

Mag.(FH) Ursula Kanta

„Wer bist du?“ sagte der kleine Prinz. „Du bist sehr hübsch...“

„Ich bin ein Fuchs“, sagte der Fuchs.

„Komm und spiel mit mir“, schlug ihm der kleine Prinz vor. „Ich bin so traurig...“

„Ich kann nicht mit dir spielen“, sagte der Fuchs. „Ich bin noch nicht gezähmt!“ [...] „Du bist nicht von hier, was suchst du?“

„Nein“, sagte der kleine Prinz, „ich suche Freunde. Was heißt ‚zähmen‘?“

„Das ist eine in Vergessenheit geratene Sache“, sagte der Fuchs. „Es bedeutet: ‚sich vertraut machen‘.“ [...] „Du bist für mich noch nichts als ein kleiner Knabe, der hunderttausenden Knaben völlig gleicht. Ich brauche dich nicht, und du brauchst mich ebensowenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in der Welt ...“ [...] „Bitte ... zähme mich!“ sagte er.

„Ich möchte wohl“, sagte der kleine Prinz, „aber ich habe nicht viel Zeit. Ich muss Freunde finden und viele Dinge kennenlernen.“

„Man kennt nur die Dinge, die man zähmt“, sagte der Fuchs. „Die Menschen haben keine Zeit mehr, irgendetwas kennenzulernen. Sie kaufen sich alles fertig in den Geschäften. Aber da es keine Kaufläden für Freunde gibt, haben die Leute keine Freunde mehr. Wenn du einen Freund willst, so zähme mich!“ [...]

So machte der kleine Prinz den Fuchs mit sich vertraut. [...]

„Ich werde dir ein Geheimnis schenken“, sagte der Fuchs. [...] „Es ist ganz einfach: man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“ [...] und „du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.“

aus: „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry

Einleitung

Ich bin Sozialarbeiterin und selbst seit nunmehr sieben Jahren beruflich in der Wohnungslosenhilfe tätig. Ich arbeite in einer Einrichtung, in der das Halten von Haustieren strengstens untersagt ist und trotzdem waren Tiere in meiner beruflichen Laufbahn immer wieder ein Thema. In meiner Arbeit habe ich täglich mit Menschen zu tun, die schreckliche Schicksalsschläge durchlebt haben, alles verloren haben, schwer krank sind oder manchmal mit den Anforderungen, die das Leben an sie stellt einfach überfordert sind. Wohnungslose Menschen leben am Rande der Gesellschaft, sie werden ausgegrenzt und haben wenige intakte Beziehungen und Freundschaften.

Für lange Zeit dachte ich persönlich, dass ich mit den Menschen, mit denen ich täglich arbeite, keine Gemeinsamkeiten habe. Bis ich eines Tages ein Foto meines Hundes in meinem Büro aufhängte. Das löste eine wahre Sturmflut von Gefühlen und Unterhaltungen aus, ich habe biographische Details aus dem Leben der BewohnerInnen gehört, die mir bis dahin völlig unbekannt waren. Nur durch ein Foto hat es mein Hund geschafft, mir eine Brücke zu diesen Menschen zu bauen, die mir erlaubte sie auf ganz andere Art und Weise kennen zu lernen.

Immer wieder stand ich vor dem Dilemma, dass sich BewohnerInnen des Hauses, in dem ich arbeite, ein Tier wünschten oder ihr Haustier gerne wieder zu sich nehmen wollten, aber das war leider untersagt. Das stand im krassen Gegensatz zu meinen persönlichen Gefühlen. Denn ich bin mit Tieren aufgewachsen, habe noch nie ohne ein Haustier gelebt und könnte mir das gar nicht vorstellen. Die Vorstellung mein Zuhause zu verlieren ist schlimm, aber allein bei der Vorstellung daran, mein Zuhause und meine geliebten Tiere zu verlieren, bin ich dem Nervenzusammenbruch nahe.

Diese Hausarbeit soll mein Beitrag zur Diskussion darum, ob in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe Haustiere erlaubt sein sollen oder nicht, sein. Für mich persönlich ist die Antwort ganz klar, daher habe ich diese Hausarbeit zum Anlass genommen, auch andere Menschen nach ihrer Meinung zu fragen.

In dieser Hausarbeit behandle ich folgende Forschungsfragestellungen:

- Wie wirken sich Tiere auf Menschen, die in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe untergebracht sind oder betreut werden, aus?
- Ist die Lebensweise von Wohnungslosen den Tieren zumutbar?
- Werden Tiere von BetreuerInnen der Wohnungsloseneinrichtungen als Ressource genutzt?

Um auf diese Fragen Antworten zu erhalten, habe ich in der Literatur recherchiert und selbst BetreuerInnen und BewohnerInnen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe befragt. In der Literatur habe ich zu diesem Thema konkret wenig gefunden. Es gibt aber zum Beispiel viele Untersuchungen dazu, wie positiv sich Haustiere auf Menschen in Alten- oder Pflegeheimen auswirken und diese Ergebnisse können meiner Meinung nach gut auf Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe umgelegt werden. Weiters konnte ich englischsprachige Studien darüber finden, wie sich Tiere auf Menschen auswirken, die auf der Straße leben und habe diese in die Hausarbeit mit eingebaut.

Um die in der Literatur gefundenen Daten zu stützen, habe ich selbst Befragungen durchgeführt. Ich habe Interviews mit BetreuerInnen und mit BewohnerInnen von verschiedenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe durchgeführt.

Definitionen und Begriffsklärung

Wohnen

Der Ursprung des Wortes „wohnen“ hat die Bedeutung von Verweilen, Bleiben in Kombination mit Behaglichkeit und Geruhsamkeit. Man bleibt freiwillig aufgrund von Komfort, Wohlfühlen und Sicherheit an einem Ort, womit eine besondere Bindung mit diesem Ort eingegangen wird. Wohnen bedeutet also nicht nur den reinen Nutzen in Form von Schutz vor der Witterung, sondern auch eine Verbundenheit mit dem Ort, an dem man wohnt. Der Ort, an dem ein Mensch wohnt ist durch die Umwelt geprägt, jedoch prägt der Mensch auch durch geistige, körperliche und soziale Interaktion seinen Wohnraum und die umliegende Umwelt, was wieder auf mehr als reinen Nutzen beim Wohnen schließen lässt (vgl. Flade 2006: 13f).

Im menschlichen Alltag ist Wohnen nichts Besonderes, es ist im Gegenteil sogar so normal, dass es den Menschen gar nicht auffällt, dass sie überhaupt wohnen. Wohnen bekommt auch gar keine besondere Aufmerksamkeit, erst wenn ein Mensch keine Wohnmöglichkeit mehr hat wird die Bedeutung von Wohnen besonders bewusst (vgl. Flade 2006: 9).

Im Gegensatz zu Tieren, werden Menschen bei der Suche nach einem geeigneten Wohnort nicht (oder nicht ausschließlich) von ihrem Instinkt geleitet. Sucht ein Tier einen Platz, an dem es sich (vorübergehend) niederlassen kann, so sucht es instinktiv einen Ort, der ihm Schutz vor anderen Tieren und vor schlechtem Wetter bietet, eine Wasser- und Nahrungsquelle in erreichbarer Nähe hat und wo eventuell Jungtiere ungefährdet aufwachsen können. Würden die Menschen ebenfalls nur nach diesen Kriterien ihren Wohnraum schaffen, so würden für jeden Menschen oder für jede Familie vier Wände mit einem Dach und einer Tür reichen. Nun will der Mensch aber mehr, er will nicht nur Schutz, sondern auch Annehmlichkeiten, Ruhe, Ästhetik, Funktionalität, seinen Status zeigen und vieles mehr. In hoch entwickelten Gesellschaften obliegt das Bauen von Wohnplatz nicht mehr jedem Menschen für sich, sondern Fachleute haben sich darauf spezialisiert (vgl. Flade 2006: 7).

Ein weiterer wichtiger Aspekt des Wohnens ist die Möglichkeit der Privatheit. Privatheit bedeutet in diesem Fall, dass man zwischen Alleinsein und Zusammensein selbst frei wählen kann. Im eigenen Wohnraum kann ein Mensch entscheiden, wer Zugang zu diesem bekommt und wer nicht. Er kann auch entscheiden, ob er heute in die Öffentlichkeit gehen will und so viele (fremde) Menschen trifft oder ob er lieber alleine für sich bleiben möchte. Fehlt die Möglichkeit frei zu wählen, kann das zu Unwohlsein, sogar zu Depressionen führen (vgl. Flade 2006: 22ff).

Nach Maslow lassen sich die menschlichen Bedürfnisse hierarchisch ordnen, es entsteht eine „Bedürfnis-Pyramide“. Die Basis jeden menschlichen Lebens, die zwei grundlegenden Bedürfnisse sind: Nahrung verschaffen und lebensbedrohlichen Gefahren aus dem Weg gehen. Erst wenn diese zwei Grundbedürfnisse befriedigt sind, kann sich der Mensch um andere Bedürfnisse kümmern, z.B. sozial Bedürfnisse nach Kontakt (vgl. Flade 2006: 44f). Wie schützt man sich denn nun vor lebensbedrohlichen Gefahren, z.B. Kälte, Tiere, Feinde? Indem man einen Schutzraum um sich herum baut oder organisiert, also indem man eine Wohnmöglichkeit schafft, in der man sich sicher fühlt. Dieser Wohnraum muss natürlich an die jeweilige Umwelt angepasst sein. Während Bewohner der afrikanischen Savanne wohl eher Schutz vor sengender Mittagshitze und hungrigen Raubtieren brauchen, werden die Bewohner Alaskas ihre Wohnung eher so bauen, dass sie größtmöglichen Schutz vor Kälte und Schnee bieten, in Großstädten hat man wiederum eher weniger Probleme mit wilden Tieren, die Menschen angreifen könnten, dafür eher mit Kriminalität, so müssen in einer Wohnung auch die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen angebracht, sein um zum Beispiel Einbrüche zu verhindern.

Wohnen und eine Wohnmöglichkeit zu haben, bedeutet also nicht nur Schutz vor Witterung, vor Kälte und vor Feinden, sondern auch Wohlbefinden, emotionale Verbundenheit zu einem Ort, Wurzeln zu haben und vor allem das Wissen, irgendwo hin zu gehören, nicht ziellos und planlos zu sein und einen Rückzugsort zu haben. Am Ende des Tages will jeder Mensch das Gleiche: Nach Hause kommen. Auch Virginia Woolfe hat in ihrem Buch „A room for one's own“ beschrieben, dass ein eigener Raum, in dem man sich entfalten kann, Grundvoraussetzung dafür ist, kreativ tätig zu sein (vgl. Woolfe 2001: 9, zitiert nach Flade 2006: 47).

Wohnungslosigkeit/Wohnungslose

Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind, bilden eine sehr heterogene Gruppe. Die soziale, finanzielle und persönliche Ausgangslage und ihre Bedürfnisse sind so unterschiedlich wie die Menschen selbst, gemeinsam haben sie nur das Fehlen eines fixen Zuhauses. Als wohnungslos gelten Menschen, die keine fixe Wohnmöglichkeit haben, keinen Mietvertrag oder ähnliche rechtliche Grundlagen für eine Wohnung haben. Wohnungslose haben zwar ein Dach über dem Kopf, sie schlafen zum Beispiel bei Freunden, Bekannten oder in einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, aber faktisch kein eigenes Zuhause (vgl. Schöll 2005: 4, Flade 2006: 163f).

Ein eigenes Dach über dem Kopf, ein fixes Zuhause, in das man immer wieder zurück kehren kann, ist eine der Grundvoraussetzungen für ein normales Leben. Es fehlt nicht einfach „nur“ ein Dach über dem Kopf, sondern auch Sicherheit, ein Platz zum Wohlfühlen, zu dem man

immer wieder zurück kehren kann, Privatsphäre, private Beziehungen, Nachbarschaft und alle anderen Vorteile, die man im eigenen Heim genießt. Eine fehlende Wohnung bedeutet eine fehlende Existenzgrundlage (vgl. Flade 2006: 164, Slatter et.al. 2012: 379).

Gründe für Wohnungslosigkeit

Ein Grund für Wohnungslosigkeit ist das Fehlen von leistbaren und passenden Wohnmöglichkeiten. Aufgrund von Armut können sich viele Menschen keine adäquate Wohnung leisten. Als arm gilt ein Mensch dann, wenn er über so geringe finanzielle Mittel verfügt, dass er von der Lebensweise, die in dem Land, in dem er lebt, Standard ist, ausgeschlossen ist. Vor allem bei Jugendlichen kommt es oft auch aufgrund von zerrütteten Familienverhältnissen zu Wohnungslosigkeit (vgl. Flade 2006: 165).

Neben diesen drei Faktoren: Armut, fehlendes Wohnangebot und zerrüttete Familienverhältnisse, gibt es aber einen weiteren ganz entscheidenden Faktor, nämlich die Persönlichkeit. Wie sonst soll es erklärbar sein, dass es ausreichend Menschen gibt, auf die alle drei Faktoren zutreffen, die jedoch nicht wohnungslos sind? Möglicherweise ist Wohnungslosigkeit also nicht (nur) ein gesellschaftlich bedingtes Problem, sondern (auch) ein individualpsychologisches (vgl. Flade 2006: 165).

Wohnungslosigkeit ist in der Regel kein unvorhergesehener Schicksalsschlag, sondern bedingt durch negative Umweltfaktoren, gepaart mit negativen Lebensereignissen und der Persönlichkeit eines Menschen. Wohnungslosigkeit entsteht über viele Jahre, in denen Menschen verarmen und ausgegrenzt sind, wobei die Gründe dafür vielfältig sein können (vgl. Flade 2006: 166, Schöll 2005:4, Radinger 2008: 9f).

Laut Statistik Austria waren im Jahr 2012 18,5 % der österreichischen Bevölkerung armutsgefährdet (vgl. <http://www.statistik.at/>, 19. 8. 2014), das bedeutet dass ihr Einkommen unter oder knapp am Existenzminimum liegt. In Österreich trifft das sowohl auf Mindestsicherungs-Empfänger als auch auf arbeitende Menschen zu. Selbst eine feste Anstellung rettet einen heute nicht mehr vor der Armut, möglicherweise vor dem Wohnungsverlust, dieses Phänomen wird „working poor“ genannt (vgl. neunerhaus Jahresbericht 2013: 6).

Befindet man sich erst einmal in der Abwärtsspirale, die sich Richtung Wohnungslosigkeit dreht, ist es schwierig dort wieder hinauszukommen. Oftmals wird zu spät oder gar nicht erkannt, wie prekär die Situation tatsächlich ist und Hilfe wird dementsprechend auch nicht oder sehr spät in Anspruch genommen. Auch wenn die Gründe für Wohnungslosigkeit und der Weg dorthin individuell verschieden sein können, lassen sich 4 Phasen erkennen, die durchlaufen werden:

Phase 1: In dieser Phase ist der Mensch noch nicht wohnungslos und die drohende Wohnungslosigkeit wird falsch eingeschätzt oder gar nicht wahrgenommen. Man glaubt noch daran, aus eigener Kraft aus der Krise zu kommen und Hilfestellungen werden aus Scham oder Selbstüberschätzung keine in Anspruch genommen.

Phase 2: Der Wohnungsverlust steht unmittelbar bevor oder ist gerade erfolgt. Sind noch finanzielle Mittel vorhanden, wird meist weiter keine Hilfe in Anspruch genommen. Der Betroffene sucht jetzt aktiv nach anderen Unterbringungs- und Wohnmöglichkeiten, stößt aber auf Ablehnung oder findet keine adäquate Unterkunft, wodurch die Hoffnung auf Problemlösung schwindet.

Phase 3: Häufige Misserfolge und Ablehnung führen dazu, dass das grundlegende Probleme völlig verdrängt wird und statt dessen Aggressionen und Ablehnung gegen die Umwelt und das Hilfesystem gerichtet werden. Selbstzweifel und Depressionen können die Folge sein, aber auch trotziges Verhalten und die vehemente Ablehnung von Hilfe, da diese als demütigend und nicht passend empfunden wird.

Phase 4: Der Wohnungslose gewöhnt sich an die Situation und findet sich mit seiner Wohnungslosigkeit so weit ab, dass er keine Hilfe mehr als notwendig sieht. Oftmals kommt es hier zu Alkohol- oder Drogenkonsum, um das Leben auf der Straße erträglich zu machen (vgl. Radinger 2008: 11f).

In jeder Phase ist es möglich, Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber wie gezeigt gibt es in jeder Phase auch innere Mechanismen die genau das verhindern. Der Kreislauf kann aber meist nicht ganz alleine durchbrochen werden.

Unterschiede bei Geschlechtern

Wie oben bereits erwähnt, gibt es laut Flade (2006: 165) drei Faktoren, die Wohnungslosigkeit bedingen: unzureichendes Wohnungsangebot, Armut und zerrüttete Familienverhältnisse, wobei abgesehen von diesen Faktoren auch die individuelle Persönlichkeit eine Rolle spielt. Beim Vergleich der Geschlechter kommt man auf ein erstaunliches Ergebnis. Rein theoretisch sollten sehr viel mehr Frauen wohnungslos sein, als Männer. Frauen haben durchschnittlich ein geringeres Einkommen, sie haben größere Armutsgefährdung und sind nach wie vor häufig finanziell und was die Wohnung betrifft, von einem Mann abhängig. Der Anteil von Frauen, die bei Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe Unterstützung suchen lag in den letzten Jahren zwischen 20 und 30 Prozent (<http://www.sozialministerium.at>, 22. 9. 2014), der Großteil der Wohnungslosen ist also männlich. Ein weiteres Zeichen dafür, dass neben den oben

genannten äußeren Faktoren, auch persönliche Eigenschaften bei der Entstehung von Wohnungslosigkeit eine Rolle spielt.

Stigmatisierung

Wohnungslose Menschen sehen sich häufig einer Stigmatisierung gegenüber, ganz unbewusst werden ihnen negative Eigenschaften zugeschrieben, wodurch sie noch mehr gemieden werden. Dadurch entsteht ein Kreislauf, denn wenn wohnungslose Menschen gemieden werden, können sie sich nicht wieder in die Gesellschaft integrieren. Umso mehr sie aber von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, sich selbst auch davon ausschließen, umso mehr werden ihnen wieder negative Eigenschaften und auch Mutwilligkeit unterstellt (vgl. Flade 2006: 166).

Wohnungslose haben häufig Kontakt zu anderen Wohnungslosen, allerdings selten bis nie soziale Kontakte, Freundschaften etc. außerhalb der „Szene“. Aber die Beziehungen zu anderen Wohnungslosen sind häufig keine tiefgehenden vertrauenswürdigen Freundschaften, sondern bleiben eher oberflächlich. Lediglich zu einem eigenen Tier kann eine lang anhaltende, innige Freundschaft beobachtet werden (vgl. Schöll 2005: 4).

Laut dem Jahresbericht 2013 des Verein neunerhaus sind schätzungsweise 12.000 Menschen in Österreich wohnungslos, drei Viertel von ihnen leben in Wien. Eine genaue Anzahl anzugeben, ist aber schwierig, da die Dunkelziffer der so genannten „versteckt“ Wohnungslosen sehr hoch sein könnte. Als versteckt wohnungslos gelten Menschen, die zwar keine eigene Wohnung haben, aber im öffentlichen Raum nicht als Wohnungslose erkennbar sind. Das sind zum Beispiel Menschen, die abwechselnd bei verschiedenen Freunden auf der Couch schlafen, Menschen die sich für einen Schlafplatz prostituieren oder andere Formen des unkonventionellen Wohnens nutzen (vgl. Lem 2012: 2).

Obdachlosigkeit/Obdachlose

Als Obdachlose werden in der Fachsprache Menschen bezeichnet, die nicht nur wohnungslos sind, sondern darüber hinaus überhaupt keine Unterkunft oder geschützte Schlafmöglichkeit haben. Obdachlose Menschen sind diejenigen, die auf der Straße schlafen oder in Nachtquartieren.

Der Oberbegriff „Wohnungslose/Wohnungslosigkeit“ schließt obdachlose Menschen und Obdachlosigkeit mit ein. Für die bessere Lesbarkeit dieser Arbeit werden in weiterer Folge die Begriffe Wohnungslosigkeit und Wohnungslose bzw. wohnungslose Menschen verwendet, welche Obdachlosigkeit und Obdachlose mit einschließen, wenn nicht explizit anders darauf hingewiesen wird.

Haustiere

Es scheint auf den ersten Blick nicht notwendig, den Begriff „Haustier“ zu definieren, jedoch möchte ich mit diesem kurzen Abschnitt auf eine neue Begriffsentwicklung hinweisen. Ein Haustier ist ein Tier, das durch Domestikation an den Menschen gewöhnt wurde und mit ihm zusammen in einer Gemeinschaft lebt.

Bei der Recherche der Literatur für diese Arbeit bin ich im englischsprachigen Gebrauch immer wieder über den Begriff „animal companion“ gestolpert. Dieser Begriff tritt im Englischen häufig an die Stelle des Begriffs „pet“ (engl. für Haustier), da dieser Begriff viel besser die Beziehung zwischen Mensch und Tier beschreiben soll. Ein Tier ist eben nicht nur in „pet“, sondern ein „companion“, ein Freund, ein Begleiter, ein Familienmitglied, mit dem ein Mensch eine emotionale Bindung eingehen kann. Besonders im Zusammenhang mit wohnungslosen Menschen passt dieser Begriff viel besser, da Wohnungslose ja an sich keine „Haustiere“ haben können, sie können jedoch „animal companions“ haben (vgl. Slatter et.al. 2012: 377). In der deutschen Literatur habe ich bisher leider keine passende Übersetzung gefunden.

Diese begriffliche Entwicklung deckt sich sehr gut mit der Entwicklung des Begriffes „Familie“, welche in der Jugend-Wertestudie 2011 analysiert wurde. In dieser Studie wurden Jugendliche und junge Erwachsene danach gefragt, was für sie „Familie“ bedeutet. Der Begriff der Familie umfasst längst nicht mehr nur die Kernfamilie bestehend aus den Eltern und Geschwistern, sondern ist so vielfältig wie die bestehenden Familienmodelle. Interessant war vor allem der Aspekt, dass vermehrt auch die Haustiere zur Familie gezählt wurden, also als vollwertige und wichtige Familienmitglieder anerkannt werden (vgl. Institut für Jugendkulturforschung 2012: Jugend-Wertestudie 2011: 32).

Mensch-Tier-Beziehung

„Die Beziehung des Menschen zum Tier war zu allen Zeiten eine Anregung seiner eigenen Entwicklung. So hat der Mensch das Tier mal vergöttert, mal geächtet, immer aber scheint das Tier dem Menschen Dialogpartner gewesen zu sein und seine Phantasie stark beeinflusst zu haben.“ (Otterstedt 2003: 15).

Wie man an dem oben angeführten Zitat erkennen kann, sind Tiere in der Geschichte schon lange mit den Menschen verbunden, tatsächlich ist die Beziehung zu Tieren schon seit den Anfängen der Menschheit dokumentiert. Die Tiere waren für die Menschen keineswegs nur Nahrungsquelle oder Nutztiere, auch Haustiere und Tiere als Gefährten gibt es seit Beginn der Menschheit. Schon vor etwa 10.000 Jahren begannen Menschen, Tiere zu domestizieren und das nicht nur um sie für Nahrung und Landwirtschaft zu nutzen. Auf Ägyptischen Wandmalereien finden sich Hinweise darauf, dass schon verschiedene Rassen gezüchtet wurden und darunter auch einige Rassen waren, die nur aufgrund ihrer Ästhetik gezüchtet wurden. Im alten Ägypten zum Beispiel gab es Pharaonen, die sich mit ihren Haustieren gemeinsam beerdigen ließen, was auf eine Bindung zwischen Mensch und Tier hindeutet (vgl. Leugner et.al. 17f, Vernooij/Schneider 2010: 2).

Heute leben Mensch und Tier oft zusammen und bilden eine Gemeinschaft. Tiere sind aus unserem Leben eigentlich kaum noch wegzudenken, fast die Hälfte aller Haushalte in Österreich hat ein Haustier oder mehrere Haustiere. Dieses Zusammenleben ist laut der Bilanzierungstheorie ein Abwägen zwischen Nutzen und Kosten der Tiere. Die Bilanz beschränkt sich aber auch hier schon lange nicht mehr rein auf den ökonomischen Nutzen der Tiere, sondern enthält Punkte wie: Geselligkeit, soziale Anregung, Wohlbefinden, Tagesstruktur, Reduzierung von Stress, Prestige und viele mehr (vgl. Leugner et.al: 5, Flade 2006: 96ff).

Das wirft die Frage auf, warum Menschen überhaupt eine Bindung zu Tieren eingehen, warum Menschen Gefühle für Tiere entwickeln und ihr Leben mit ihnen teilen. Für die Beantwortung dieser Fragen gibt es einige verschiedenen Theorien, die nun hier näher betrachtet werden.

Die Biophilie-Theorie

Die Biophilie-Theorie wurde vom Soziobiologen Edward O. Wilson aufgestellt. Er geht darin davon aus, dass der Mensch seine Evolution nicht unabhängig von der Natur und anderen Lebewesen vollzogen hat, sondern in seiner Entwicklung auf eben diese eingegangen ist und eine Verbundenheit zur Natur und zu allen anderen Lebewesen aufgebaut hat. So haben die Natur und Tiere auch die Evolution des Menschen beeinflusst und zwar auf vielen Ebenen

(geistige Fähigkeiten, Verständnis von Ästhetik, spirituelle Entwicklung, ...) (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 4ff).

Wilson selbst hat es so beschrieben: „Biophilia, if it exists, and I believe it exists, is the innately emotional affiliation of human beings to other living organisms. Innate means heredity and hence part of ultimate human nature. [...] Biophilia is not a single instinct but a complex of learning rules that can be teased apart and analyzed individually.“ (Wilson 1993: 31, in: Vernooij/Schneider 2010: 4)

Das Wort Biophilie leitet sich aus dem griechischen ‚bio‘ ab, was übersetzt so viel wie ‚das organische Leben betreffend‘ bedeutet und ‚philie‘ (‚Liebe, Vorliebe‘) ab. Zusammengesetzt bedeutet es also die Liebe zum organischen Leben. Der Mensch hat das Bedürfnis zur Natur die Nähe zu suchen und ist auch von ihr abhängig, wobei hier sowohl Lebewesen wie Tiere und Pflanzen gemeint, wie auch ganze Ökosysteme und Landschaften gemeint sind, zu denen sich Menschen emotional, psychisch und kognitiv hingezogen fühlen (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 5).

Spricht man davon, dass Menschen von der Natur und den Lebewesen abhängig sind oder sie sich diese zu Nutzen machen, denkt man vorrangig an Tiere als Nahrungsmittel, aber auch die Tiere als nützliche Mitbewohner haben eine lange Tradition. Menschen machen sich die Eigenschaften und besser ausgeprägten Sinne der Tiere schon lange zu Nutze. Kennt ein Mensch das normale Verhalten eines Tieres, kann er rein durch Beobachtung dieses Tieres erkennen, ob Gefahr droht, z.B. durch eine bevorstehende Naturkatastrophe oder durch ein Raubtier in der Nähe (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 5). Das ist freilich nur eines von vielen Beispielen, wie sich die Menschen die Eigenschaften und besonderen Sinne der Tiere zu Nutzen machen, einige andere wären: Hunde als Jagdbegleiter, Katzen als Mäusejäger, Trüffelschweine, etc.

Betrachtet man diese enge Verbundenheit mit der belebten und unbelebten Natur in der menschlichen Evolution, scheint es nicht verwunderlich, dass die Natur in der Menschheit einen hohen Stellenwert inne hat. Einerseits wurde durch Industrialisierung und Urbanisierung die Natur und damit auch viele Tiere zwar zurückgedrängt und vertrieben, aber andererseits wird der gezielte Kontakt mit der Natur und mit anderen Lebewesen heute so zelebriert wie kaum in einer Zeit zuvor. Wochenendausflüge in die unberührte Natur, Reiten als Hobby, ein Patenhund aus dem Tierheim, Delfinschwimmen im Urlaub sind nur einige Beispiele dafür, wie die Menschheit heute ihre Biophilie auslebt. Menschen können im Kontakt mit Tieren instinktiv Handeln, auf evolutionär entwickelte Interaktionsmöglichkeiten zurück greifen und

non-verbal kommunizieren. So haben Tiere und die Natur allgemein einen positiven Effekt auf Menschen (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 5, Olbrich 2003: 185).

Konzept der „Du-Evidenz“

Der deutsche Psychologe Karl Bühler verstand unter der „Du-Evidenz“ die Fähigkeit eines Menschen, einen anderen Menschen als Individuum wahrzunehmen und zu respektieren. Nur wer sein Gegenüber als „Du“ wahrnimmt, als eigenständiges Individuum, kann eine zwischenmenschliche Beziehung eingehen (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 7f).

Der dänische Soziologe Theodor Geiger hat das Konzept der Du-Evidenz als erster auf die Mensch-Tier Beziehung übertragen. Für die Entwicklung einer Du-Evidenz, egal ob einem Menschen oder einem Tier gegenüber, sind laut Geiger gemeinsame persönliche Erlebnisse wichtig. Du-Evidenz entwickle sich nicht auf kognitiver Ebene, sondern aufgrund von authentischen Gefühlen und subjektiven Einstellungen für sein Gegenüber auf der sozio-emotionalen Ebene. Dies ist die Voraussetzung dafür Empathie und Mitgefühl für ein anderes Lebewesen zu empfinden (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 8).

Die Du-Evidenz zwischen Mensch und Tier funktioniert bei Tieren, die für den Menschen ausdrucksfähig sind und gewisse Ähnlichkeiten in Kommunikation, Bewegung, Körpersprache und Empfindungen vorweisen. Mit solchen höher entwickelten Tieren kann sich ein Mensch bis zu einem gewissen Grad identifizieren und Empathie empfinden, daher kann er dieses Tier auch als ‚Du‘ erkennen, schwieriger bis gar unmöglich ist das z.B. bei Insekten. Bei höher entwickelten Tieren hingegen funktioniert die Du-Evidenz genauso gut wie zwischen Menschen und bedarf auch keiner verbalen Sprache (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 8, Schöll 2005: 5).

Solche Beziehungen, die auf einer Du-Evidenz beruhen können Menschen vor allem mit Hunden und Pferden eingehen, weil diese Tiere ähnliche Grundbedürfnisse (soziale und emotionale) haben und ihre Körpersprache mit der der Menschen vergleichbar ist. Außerdem ist es Menschen leicht möglich, sich mit Pferden oder Hunden zu identifizieren, was besonders in der tiergestützten Therapie gezielt eingesetzt werden kann (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 8).

Aufgrund der Anthropomorphisierung bestimmter Tierarten ist die Identifikation mit ihnen besonders einfach. Die Vermenschlichung von Tieren ist oft mit negativen Emotionen behaftet, aber bis zu einem gewissen Grad ist sie durchaus normal und sogar hilfreich. Die Angleichung zwischen Mensch und Tier ermöglicht eine Kommunikation und Interaktion mit den Tieren und über die Tiere und im alltäglichen Zusammenleben zwischen Menschen und Tiere scheint eine gewisse Vermenschlichung durchaus notwendig und sinnvoll.

Der Mensch sieht also gewisse Tiere als Partner, Vertraute, ja sogar als Familienmitglieder mit personalen Eigenschaften und fühlt sich mit ihnen verbunden. Diese Verbundenheit und Identifikation lässt sich auch in der filmtechnischen Vermarktung der Tiere erkennen. Serien und Filme, wie ‚Lassie‘, ‚Flipper‘, ‚Kommissar Rex‘ oder ‚Free Willy‘ zeigen, wie stark die Verbundenheit sogar über die Leinwand mit einem völlig unbekanntem Tier sein kann.

Die Du-Evidenz in der Beziehung mit dem eigenen Haustier erhält besonderen Stellenwert dadurch, dass dem Tier ein Name gegeben wird. Durch einen Namen wird das Tier zum Individuum, es ist nicht mehr einfach nur „Hund“ oder „Katze“, sondern ein Mitglied der Gemeinschaft mit eigenem Namen, eigener Identität und eigenen Bedürfnissen. Ein Haustier wird als Partner oder Gefährte angesehen, zu dem eine enge Bindung besteht (vgl. Vernooij/Schneider 2010: 8f).

In der tiergestützten Therapie ist die Entwicklung einer Du-Evidenz dem Therapietier gegenüber, von enormer Wichtigkeit, denn nur so kann sich ein Mensch wirklich auf die positive Beziehung einlassen.

Bindungstheorie

Frühe Bindungserfahrungen eines Menschen sind wichtig für seine psychische Entwicklung. Nach Erik Erikson ist die erste Entwicklungsphase, die jeder Mensch nach der Geburt durchlaufen muss, die des Bindungs- und Vertrauensaufbaus mit einer Bezugsperson. Gelingt dies nicht oder nur mangelhaft, kann das Auswirkungen auf das gesamte spätere Leben und alle folgenden zwischenmenschlichen Beziehungen haben (vgl. Berk 2005: 235f).

In der Entwicklungspsychologie geht man davon aus, dass die Bindungserfahrungen des ersten Lebensjahres großen Einfluss auf spätere Bindungen haben. Kommt es in dieser Phase zu keiner Bindung an eine Bezugsperson oder ist diese Bindung negativ beeinträchtigt, kann es auch im späteren Leben dazu führen, dass man keine Bindungen mit anderen Menschen eingehen kann oder diese von negativer Qualität geprägt sind (vgl. Berk 2005: 252ff, Beetz in Olbrich, Otterstedt (Hrsg.) 2003: 76f).

Die ersten Bindungserfahrungen sind aber nicht nur für spätere Bindungen wichtig und relevant, sondern auch für die allgemeine Regulation von Emotionen. Im ersten Lebensjahr entsteht eine Bindung zu einer Bezugsperson, die das Kind mit allem versorgt, was das Kind zum Überleben braucht und ihm Liebe, Geborgenheit und Schutz gibt. Die Bezugsperson reagiert auf Schreien, Weinen oder aktive Kontaktaufnahme des Kindes mit Pflegeverhalten und befriedigt so seine Bedürfnisse. Das Kind sucht aktiv die Nähe der Bezugsperson. Ist die Bindung positiv geglückt, spricht man von einem sicheren Bindungsmuster. Verläuft in dieser

Phase etwas falsch, können unsichere Bindungsmuster entstehen. Bei sicheren Bindungsmodellen ist die Fähigkeit eigene Emotionen zu erkennen, zu verstehen und zu regulieren, besser ausgebildet als bei unsicheren Bindungsmustern (vgl. Beetz in Olbrich, Otterstedt (Hrsg.) 2003: 77ff).

Beetz (2003: 80ff) hat den Versuch unternommen, die Mensch-Tier-Beziehung zum Teil mit der Bindungstheorie zu erklären. Das Konzept ist nicht auf die Mutter-Kind-Bindung übertragbar, doch lassen sich einige Aspekte auch in der Beziehung zu Tieren wieder finden. Haustiere sind stabile Partner, die bedingungslos eine Beziehung anbieten und eingehen. Sie wollen umsorgt und gepflegt werden, verglichen mit der Mutter-Kind-Bindung wäre hier also der Mensch die „Mutter“. Tiere spenden aber auch Trost und Wärme, befriedigen das Bedürfnis nach Körperkontakt und reagieren auf die Bedürfnisse ihres Menschen. Haustiere sind eine stabile Konstante, was einerseits an die ersten Bindungserfahrungen erinnert, denn im Idealfall war auch die Bezugsperson eine stabile Konstante, auf die man sich verlassen konnte. Andererseits spricht genau diese Stabilität auch Menschen an, die unsichere Bindungserfahrungen gemacht haben, denn die Sehnsucht nach einer stabilen Bindung ist vorhanden.

Interessant ist der Aspekt der Bindungstheorie besonders bei der Betrachtung von Wohnungslosen. Wohnungslose Menschen fehlt es an sozialem Netzwerk, an tragenden, positiven Bindungen, die sie in Krisenzeiten auffangen könnten und ihnen Halt geben. Möglicherweise besteht zwischen Wohnungslosigkeit und negativen Bindungserfahrungen im Kleinkindalter ein Zusammenhang.

Gehen Menschen und Tiere eine Bindung ein, beeinflusst das beide Mitglieder dieser Bindung, der Mensch beeinflusst das Tier und das Tier prägt wiederum den Menschen, mit dem es zusammen lebt (vgl. Flade 2006: 97).

Warum sind Tiere für Menschen so wichtig? Spezieller Blickwinkel auf Wohnungslose

Streng genommen sind Tiere (am häufigsten sind es Hunde), die Gefährten von obdachlosen Menschen sind, keine Haustiere. Ein Obdachloser hat ja kein Haus, somit kann er auch kein Haustier haben. Sie sind eben Gefährten und haben oft eine ganz wichtige Funktion: sie kompensieren soziale Kontakte zu anderen Menschen. Für manche Obdachlose ist der Hund der einzige verbleibende Freund, der immer treu zu ihm steht, der ihn nicht verurteilt und trotz der unangenehmen Lage bei ihm bleibt. Gleichzeitig ist der Hund in diesem Fall auch ein starker sozialer Katalysator, um andere Menschen kennen zu lernen. Ansatzweise kann ein Hund als Gefährte auch das fehlende Zuhause ersetzen, er kann das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit geben, dass man sonst nur in einem eigenen Heim findet (vgl. Flade 2006: 98).

Ein Haustier wird von einem Menschen nicht zufällig ausgewählt, sondern abhängig von der Persönlichkeit und den Bedürfnissen des Menschen. So lassen sich zum Beispiel bei den Geschlechtern unterschiedliche Präferenzen bei der Wahl eines Tieres beobachten. Während für Frauen eher der emotionale Aspekt im Vordergrund steht und sie ein Tier zum „kuscheln“ wollen, steht bei Männern erst einmal die Freundschaft zum Tier im Vordergrund, Männer wollen also einen Kumpel haben. Erst dann entwickelt sich die körperliche Zuneigung zu den Tieren. Für Männer ist es in der Gesellschaft immer noch schwierig, Gefühle zu zeigen und Körperkontakt auszuleben. Mit einem Tier (z.B. einem Hund) können sie das, auch in der Öffentlichkeit, jede Hemmung bezüglich Kuscheln, Liebkosen und dem Zeigen von Gefühlen kann ausgelebt werden, denn diese Form der männlichen Liebesbezeugung ist auch in der Gesellschaft anerkannt und gerne gesehen (vgl. Schöll 2005: 6).

Das Zusammenleben mit Tieren bringt viele Vorteile, unter anderem bringt es mehr Frieden im Haus. Laut Leugner et.al (S. 7) wirkt der Kontakt zu Tiere entspannend und dadurch kommt es seltener zu Streitigkeiten im Haus. Wenn es dann doch mal zum Streit kommt, versöhnen sich Menschen, die Haustiere haben, schneller als solche ohne Tiere. Es ist von Vorteil, wenn bei einem Streit ein unabhängiges, drittes „Element“ anwesend ist, das wirkt beruhigend und lässt die Wogen nicht so hoch gehen. Ein Haustier ist auch im Streifall immer unparteiisch und kann mitunter auch als Friedensstifter fungieren, wenn z.B. zu Gunsten der Verpflegung des gemeinsamen Tieres das Kriegsbeil begraben wird.

Tiere haben auch auf Kinder eine ganz besonders positive Wirkung. Kinder, die mit Haustiere aufwachsen, zeigen größere Empathiefähigkeit und weniger Anpassungsschwierigkeiten. Außerdem können sie nonverbale Kommunikation besser verstehen und lernen anhand ihres Tieres den richtigen Umgang mit Tieren (nicht grob anfassen, richtiges Streicheln etc.). Kinder

lernen im Zusammenleben mit Tieren auch Verantwortung zu übernehmen, wenn sie zum Beispiel selbst Teile der Pflege und Versorgung der Tiere übernehmen oder dabei mithelfen. Tiere fördern die Fähigkeit zur Rücksichtnahme, Kontaktfreudigkeit, Hilfsbereitschaft, Stressbewältigung und die Fähigkeit sich in die Gemeinschaft einzugliedern (vgl. Leugner et.al.: 6).

Jedoch sind Tiere nicht nur für Kinder gute Partner, sondern auch für ältere Menschen. Ein Haustier kann beim Erhalt des seelischen Wohlbefindens viele Vorteile bringen. Für den Tierhalter bedeutet ein Haustier Verantwortung zu übernehmen, gebraucht zu werden, eine Aufgabe zu haben. Auch wird durch das Tier der Tag strukturiert, z.B. durch Fütterung, Reinigung, Gassi gehen etc. Auch das Sprechen mit dem Haustier kann befriedigend sein, da ältere Menschen häufig unter Vereinsamung leiden. Gegen die Vereinsamung hilft das Tier auch als sozialer Katalysator. Zum Beispiel muss man mit einem Hund täglich hinaus gehen, somit hat man schon täglich einen Grund die Wohnung zu verlassen und unter andere Menschen zu gehen. Durch einen Hund kommt man auch leichter ins Gespräch mit anderen Menschen und kann Kontakte knüpfen. Nicht zu vergessen ist natürlich die Zuwendung, die die Tiere ihren Haltern geben. Laut Leugner et.al. weisen Senioren, die ein Haustier haben eine längere Lebensqualität auf als solche, die keine Haustiere halten (vgl. Leugner et.al.: 8).

Natürlich wirken sich Tiere nicht nur bei älteren Personen positiv auf die Gesundheit aus, sondern bei allen Menschen. Der Kontakt zu einem Tier kann den Blutdruck senken, den Stress mildern und körperliche und seelische Verspannungen lösen. Dass sich Hunde positiv auf die Gesundheit auswirken, liegt auf der Hand. Jeder Hund muss täglich ausgeführt werden, was für den Hundehalter mit Bewegung und Frischluft bei jeder Witterung und zu jeder Jahreszeit verbunden ist, dadurch wird das Herz-Kreislauf-System, der Bewegungsapparat und das Immunsystem gestärkt. Aber auch der Kontakt zu reinen Wohnungstieren wirkt sich positiv auf die Gesundheit aus, zum Beispiel wirkt das Streicheln einer Katze stressmildern, senkt den Blutdruck und beruhigt (vgl. Leugner et.al.: 9).

Diese Beruhigung bei Körperkontakt und Berührung funktioniert erstaunlicherweise in beide Richtungen. Hat ein Tier Kontakt mit einem Menschen, zu dem es eine Beziehung hat, senkt sich auch beim Tier der Blutdruck und der Kontakt, das Streicheln etc. wirken auch auf das Tier beruhigend (vgl. Slatter et.al. 2012: 379).

Tiere wirken sich auch positiv auf die geistige Gesundheit aus, sie helfen dabei Stress anders wahrzunehmen und bewahren vor Isolation, Vereinsamung und damit einher gehender depressiver Verstimmung oder Depression (vgl. Slatter et.al. 2012: 379).

Der sogenannte Aschenputtel-Effekt sagt, dass ein Mensch von einem Tier so angenommen und geliebt wird, wie er ist. Menschen müssen (und können) sich bei Tieren nicht verstellen, sie spüren instinktiv die wahren Gefühle und lesen in der Körpersprache der Menschen. Ein Tier reagiert immer ehrlich auf einen Menschen, wird ihn nicht anlügen oder für irgendetwas bestrafen. Ein Tier liebt seinen Menschen mit all seinen Fehlern und Macken, egal ob dieser jung, alt, dick, dünn, behindert, schwach, groß oder klein ist. In den Augen des Haustieres ist der eigene Mensch immer „der Beste“, so wie Aschenputtel zur Prinzessin wurde (vgl. Schöll 2005: 7).

Tiere wirken sich positiv auf den Gesundheits- und Gemütszustand von Menschen aus. In einer Mainzer Studie (vgl. Schöll 2005: 13) wurde festgestellt, dass wohnungslose Menschen besonders häufig an gesundheitlichen Problemen leiden, aber selten einen Arzt aufsuchen. Bei einer Evaluierungsstudie der Wiener Wohnungslosenhilfe aus dem Jahr 2012 (vgl. neunerhaus Jahresbericht 2013: 13) wurde festgestellt, dass beinahe alle Wohnungslosen mindestens ein belastendes Ereignis oder Erfahrungen in ihrer Biographie aufweisen, zum Beispiel fehlende Erwerbsintegration, langanhaltende Armut, Suchterkrankung, Probleme im Elternhaus und/oder Partnerschaftsprobleme. Laut dieser Befragung sind drei Viertel der Teilnehmer mit gesundheitlichen Problemen körperlicher und/oder psychischer Natur belastet, ein Fünftel der Befragten gab regelmäßigen Alkohol- oder Drogenkonsum an.

Somit klingt es fast schon logisch, wohnungslosen Menschen die Tierhaltung zu empfehlen, immerhin könnte dies prophylaktisch gegen gesundheitliche Probleme wirken und bestehende Probleme verbessern. Laut der Mainzer Studie leiden wohnungslose Menschen besonders häufig unter Herz-Kreislauf-Erkrankungen und genau auf diese Erkrankungen wirken sich Tiere besonders positiv aus (Senkung des Blutdruckes, Senkung der Herzrate, Stressminderung, Beruhigung etc.). Wohnungslose Menschen leider häufig auch unter sozialer Isolation und Ausgrenzung. Tiere können auch hier helfen, mit einem Tier fühlt sich der Mensch nicht mehr so einsam und außerdem kann man mit einem Tier an seiner Seite leichter mit anderen Menschen in Kontakt treten. Auch die Wahrnehmung von Stress wird durch die Anwesenheit eines Tieres verändert, was wiederum einen positiven Einfluss auf den (gesundheitlichen) Allgemeinzustand des Menschen hat (vgl. Schöll 2005: 15).

Tiere motivieren Menschen zu mehr Bewegung und Aktivität. Im Kontakt mit Tieren wird das eigene Selbstbewusstsein gestärkt und die eigenen Kompetenzen werden verbessert (vgl. Olbrich 2003: 197f).

Einerseits ist einer der Gründe für Obdachlosigkeit ein fehlendes soziales Netzwerk, das einen auffangen könnte und andererseits ist soziale Isolation und Einsamkeit ein Nebeneffekt der Wohnungslosigkeit. Wohnungslose Menschen sind häufig ohne Partner und haben meist nur oberflächliche Bekanntschaften, keine langhaltenden Freundschaften. Mit dem Verlust des Arbeits- und Wohnplatzes geht häufig der Verlust der bisherigen sozialen Beziehungen einher. Wohnungslose Menschen haben oftmals auch keine Familie mehr oder keinen Kontakt mehr zu dieser. Manche soziale Beziehungen scheiterten schon vor der Wohnungslosigkeit, bei manchen wurde still und unbemerkt einfach der Kontakt abgebrochen und manche Freunde und Verwandte haben kein Verständnis für die Wohnungslosigkeit und wenden sich spätestens dann ab. Aus dieser sozialen Isolation wieder auszubrechen, ist ein schwieriger und langer Prozess und auch nicht für alle Menschen schaffbar. Soziale Beziehungen finden ab diesem Zeitpunkt häufig nur mehr in der „Wohnungslosen-Szene“ statt, wobei hier lange, tragfähige Freundschaften oder Partnerschaften eher die Ausnahmen sind (vgl. Schöll 2005: 8f).

Der Ersatz des fehlenden menschlichen Sozialkontaktes ist sicher mit ein Grund, warum ein wohnungsloser Mensch einen Hund hat. Manche Hunde sind mit ihren Besitzern gemeinsam wohnungslos geworden, manche Wohnungslose haben sich erst in der Wohnungslosigkeit einen Hund zugelegt. Ein Hund erweist sich auf der Straße auch als nützlicher Gefährte, zum Beispiel schützt und bewacht er den Menschen in der Nacht. In einer australischen Studie über die Haltung von Haustieren aus dem Jahr 2008 gaben über vier Fünftel der befragten Haustierhalter an, dass sie sich mit ihrem Tier niemals alleine oder einsam fühlen (vgl. Schöll 2005: 9, Slatter et.al. 2012: 378).

Die Anwesenheit von Hunden vergrößert die Erträge beim Betteln augenscheinlich. Ein „bettelnder Hund“ scheint bei den Passanten mehr Aufmerksamkeit und den Willen zur Unterstützung zu erregen als ein Mensch alleine. Auch Hundefutter wird häufig geschenkt (vgl. Schöll 2005: 9f, Irvine et.al. 2012: 37, Lem 2012: 53). Möglicherweise erwecken Hunde mehr Mitgefühl, vielleicht fühlen sich auch die Passanten, die selbst Hundehalter sind, davon besonders betroffen und geben deshalb mehr, als sie einem Bettler ohne Hund geben würden.

Durch die Anwesenheit eines Tieres ist es leichter Kontakt zu anderen Menschen herzustellen. Ein Mensch mit Tier fällt einerseits mehr auf, andererseits ist es einfacher ins Gespräch zu kommen, wenn man erst einmal über das Tier sprechen kann. Tiere dienen hier als soziale Katalysatoren und helfen dabei, sozialen Kontakt zu knüpfen. Tiere helfen dabei, die Hemmschwelle abzubauen und sind ein unverfängliches Gesprächsthema (vgl. Schöll 2005: 10, Slatter et.al. 2012: 378).

Was wohnungslosen Menschen oftmals fehlt, ist eine klare Tagesstruktur und eine Aufgabe. Ein Tier kann dies bieten. Ein Tier muss versorgt werden und der Halter muss die Verantwortung dafür übernehmen, somit liefert es eine Aufgabe und das Gefühl wichtig und gebraucht zu sein. Durch das Versorgen des Tieres bekommt der wohnungslose Mensch einen Tagesstruktur: Fütterung, Pflege, evtl. Ausgang etc. müssen täglich erledigt werden, somit schafft ein Tier auch eine tägliche Routine (vgl. Schöll 2005: 17, Slatter et.al. 2012: 381).

Wie schon weiter oben erwähnt, ist es möglich, dass zwischen Menschen und Tieren tiefe emotionale Bindungen entstehen. Tiere werden als Familienmitglieder und verlässliche Partner empfunden. Wenn zwischen einem Tier und einem Menschen eine emotionale Beziehung besteht, dann liebt dieses Tier den Menschen bedingungslos, egal welche Laune er gerade hat und ohne wenn und aber. Aus diesem Grund wird die Liebe eines Tieres oftmals als verlässlicher und emotional stabiler empfunden als die Gefühle zu und von menschlichen Familienmitgliedern. Aber eine emotionale Beziehung zu einem Tier kann eine Beziehung zu anderen Menschen weder ersetzen noch verhindern. Es ist keineswegs so, dass Menschen, die Tiere halten dann auf anderen menschlichen Kontakt verzichten (wollen) (vgl. Slatter et.al. 2012: 378).

Die Beziehung zu einem Tier kann aber der Beginn einer Reintegration in die soziale Umwelt sein. Beziehungen und Freundschaften sind im Wohnungslosen-Milieu selten von langer Dauer und oftmals landen Menschen in der Wohnungslosigkeit, weil ihnen ein soziales Netzwerk aus Beziehungen, Freundschaften und Unterstützungsmöglichkeiten fehlt. Eine Beziehung mit einem Tier ist aber eine dauerhafte, bedingungslose Freundschaft. Das Tier nimmt seinen Menschen an und zeigt ihm damit, dass Beziehungen möglich sind. Der Mensch lernt dadurch wieder, sich auf andere Lebewesen einzulassen, Vertrauen zu fassen und Empathie zu entwickeln und kann das im Idealfall auch auf die Beziehung zu anderen Menschen übertragen. Tiere können also durchaus die Türöffner zu neuen zwischenmenschlichen Kontakten sein und den Weg für neue Freundschaften ebnen (vgl. Lem 2012: 58f).

Der Verlust eines Tieres hingegen, kann für einen Menschen eine schwere emotionale und persönliche Krise darstellen. Stirbt ein Tier, kann die Trauer für dieses Tier genauso schlimm sein und lange andauern wie die Trauer für einen verstorbenen geliebten Menschen (vgl. Slatter et.al. 2012: 378). Doch nicht nur der Tod ist ein Verlust. Gerade wenn man wohnungslose Menschen mit ihren Tieren betrachtet, steht man noch vor einem ganz anderen Verlust-Thema. Da immer noch viele Hilfseinrichtungen keine Tierhaltung erlauben, ist es für hilfesuchende Wohnungslose oftmals notwendig, dass die ihre geliebten Tiere in andere Obhut

geben. Auch das kann eine schlimme Krise auslösen, möglicherweise ist das Bearbeiten von anderen Problemen dann für längere Zeit blockiert, denn hier muss auch erst einmal Trauerarbeit vollbracht werden, immerhin haben diese Menschen einen treuen und geliebte Gefährten nicht nur verloren, sondern sogar „freiwillig“ abgegeben. Abgesehen davon, dass sich die Menschen ohne ihr Tier weitaus isolierter und einsamer fühlen können, haben sie möglicherweise zusätzlich noch ein schlechtes Gewissen und außerdem den Druck einen guten Platz für ihr Tier zu finden. Geht man davon aus, dass man zu Tieren eine emotionale Beziehung ähnlich wie zu Menschen aufbauen kann, erscheint es doch sehr grausam, einem wohnungslosen Menschen vor die Wahl zu stellen, ob er nun seine „Familie“ behält oder wieder die Chance auf ein eigenes Zuhause erhält.

Menschen, die Tiere halten, beziehen diese Tiere oftmals in ihre Entscheidungen mit ein und handeln so, dass ihrem Tier kein Schaden entsteht bzw. es dem Tier gut geht. Tierhalter übernehmen Verantwortung und sind sich dessen auch bewusst. Bei wohnungslosen Menschen könnte das einen großen Unterschied ausmachen. Die Anwesenheit eines Tieres und die Verantwortung für das Tier könnten einen Wohnungslosen dazu veranlassen, sein Leben zu ändern und sich Hilfe für sich und sein Tier zu suchen und diese auch anzunehmen. In Bezug auf die Gesundheit des Tieres werden verantwortungsvolle Entscheidungen getroffen, die sich dann auch positiv auf das Leben des Menschen auswirken. So beschließen Raucher eher mit dem Rauchen aufzuhören, wenn sie Angst haben, dass ihr Tier unter den Folgen des Passivrauchens leiden könnte. Auch scheinen wohnungslose Tierhalter eher in der Lage zu sein, mit ihrer Wohnungslosigkeit in einer gesunden Art und Weise umzugehen (vgl. Millberg et.al. 2009, zitiert nach: Lem 2012: 7ff, Slatter et.al. 2012: 379ff).

Bisher wurde in diesem Kapitel davon geschrieben, wie positiv sich ein Tier auf seinen (wohnungslosen) Halter auswirkt. Aber wirkt sich der wohnungslose Tierhalter vielleicht auch positiv auf sein Tier aus? Vergleichen wir den Alltag eines Hundes, der in einem normalen, bürgerlichen Haushalt lebt mit dem Alltag eines Hundes, der mit einem wohnungslosen Menschen auf der Straße lebt. Der Hund aus dem bürgerlichen Haus ist vielleicht den ganzen Tag alleine Zuhause, da seine Menschen zur Arbeit gehen. Abends werden vielleicht mal Gäste eingeladen, die keine Hunde mögen oder eine Allergie haben, da muss der Hund im Garten warten. Und wenn die Familie auf Sommerurlaub fährt, wird der Hund vielleicht zur Oma gebracht. Alles überhaupt kein Problem für Hunde, solange sie in ihrer Familie genügend Aufmerksamkeit und Liebe bekommen. Aber der Alltag eines wohnungslosen Hundes sieht anders aus. Ein Wohnungsloser und sein Hund verbringen den ganzen Tag und die ganze Nacht mit einander. Wohnungslose Menschen sind bis auf wenige Ausnahmen in der Regel

arbeitslos und somit bleibt ihnen der ganze Tag, um ihn mit dem Hund zu verbringen. Der Hund wird so gut wie überall hin mitgenommen und bekommt viel Aufmerksamkeit und viel Auslauf (immerhin ist er einen Großteil seines Lebens an der frischen Luft). In einer von Irvine et.al. veröffentlichten Studie wird davon berichtet, dass viele Wohnungslose angeben, die Bedürfnisse ihres Hundes über ihre eigenen zu stellen: erst wenn der Hund etwas zu essen hat und satt ist, wird das verbleibende Geld für eigenes Essen verwendet, erst wenn ein geeigneter Schlafplatz für den Hund gefunden ist, wird genächtigt und es werden Opfer für den Hund gebracht, also wird zum Beispiel im schlimmsten Fall für den Hund auf Essen verzichtet, hauptsächlich das Tier wird satt (vgl. Irvine et.al. 2012: 35).

Den Aspekt, dass ein Wohnungsloser mit seinem Hund viel Zeit an der frischen Luft verbringt, könnte man sogar noch weiter verfolgen und schlussfolgern, dass dieses Leben die viel artgerechtere Haltung ist. Der Hund ist viel mehr in der Natur oder zumindest nicht in einem Haus eingesperrt, was dem natürlichen Lebensraum der hündischen Vorfahren viel mehr entspricht.

Gute Gründe für Tiere in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe

Mittlerweile werden auch in manchen geriatrischen Einrichtungen Tiere gehalten, um dem Gefühl der Einsamkeit und Isolation entgegen zu wirken und dem Leben unter den nachteilig veränderten Umständen einen (neuen) Sinn zu geben. Tiere vermitteln den Menschen Zuwendung und das Gefühl gebraucht zu werden und nützlich zu sein. Hier soll aber der Kontakt zu Tieren keineswegs den Kontakt zu Menschen ersetzen, vielmehr soll es das Leben zusätzlich bereichern und auch hier als sozialer Katalysator fungieren, mit dem soziale Kontakte wieder aktiver und das gemeinschaftliche Leben interessanter gestaltet werden (vgl. Leugner et.al.: 44f).

Zieht man, aus welchen Gründen auch immer, in ein Heim, eine organisierte Unterkunft oder eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, ist das immer eine große Veränderung im Leben. Die Wohnräumlichkeiten werden meist möbliert zur Verfügung gestellt und eigene Gestaltungsmöglichkeiten sind nur sehr begrenzt möglich. Hinzu kommt ein oft sehr steriles und krankenhausesartiges Umfeld, viele Fremde, die plötzlich um einen herum wohnen und Hausregeln, an die man sich zu halten hat. Leicht entsteht so das Gefühl des Fremdseins und des entwurzelt seins, die Eingewöhnung dauert seine Zeit. Noch schrecklicher ist es, wenn man auch noch sein geliebtes Tier abgeben musste, weil dieses im neuen Wohnhaus nicht erlaubt ist. Dabei würde das Mitnehmen des Tieres die Eingewöhnungsphase deutlich erleichtern und negative Gefühle abmildern. Einerseits hat man schon etwas Vertrautes um sich herum und

andererseits muss man das alles nicht alleine durchstehen (vgl. Klare in: Olbrich, Otterstedt 2003: 320f).

Auch in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe gibt es Tiere, die als fixer Bestandteil in der Einrichtung leben (siehe Kapitel ..). Die Anschaffung eines solchen Tieres bedarf allerdings einer sorgfältigen Planung. Es muss besonders auf die tiergerechte Haltung geachtet werden und die adäquate Versorgung der Tiere mit gewährleistet sein. Das Tier sollte zu den Bewohnern und den Räumlichkeiten passen, zum Beispiel wären laute Singvögel bei sehr lärmempfindlichen Menschen ungeeignet. Auch das Tier muss von seiner Persönlichkeit in die Einrichtung passen, zum Beispiel wäre ein Hund, den der Kontakt zu Kindern permanent unter Stress setzt, für eine Einrichtung in der auch viele Kinder wohnen, ungeeignet. Auch auf das Personal ist Rücksicht zu nehmen: Hat jemand Angst vor Hunden oder eine Allergie? Hat das Personal ausreichend Ressourcen um die Pflege des Tieres zu überwachen, anzuleiten und gegebenenfalls selbst durchzuführen? Es empfiehlt sich auch, von Anfang an eine „tierfreie Zone“ einzurichten, denn nicht alle Bewohner wollen immer Kontakt mit dem Tier bzw. gibt es auch dort mitunter Allergien und Ängste (vgl. Leugner et.al.: 47f).

Diskussion: Kann ein Tier von einem Wohnungslosen überhaupt artgerecht gehalten werden?

Wohnungslose Menschen werden von der Gesellschaft oft dafür kritisiert, dass sie Tiere halten. Es sei unverantwortlich, ein Tier zu dem Leben auf der Straße zu zwingen. Außerdem fehlt das Verständnis, wie man sich in einer finanziell prekären Lage noch ein Tier anschaffen oder es behalten kann, verursacht es doch auch zusätzlich Kosten. Gleichzeitig haben die Menschen Mitleid mit den Tieren der Wohnungslosen, sind aber der Meinung die Tiere werden von ihren Haltern nicht richtig versorgt. In einer amerikanischen Studie, die im Jahr 2012 veröffentlicht wurde (vgl. Irvine et.al. 2012: 25ff), wurden Interviews mit wohnungslosen Hundehaltern durchgeführt. Dabei berichteten einige Teilnehmer davon, dass Passanten ihnen die Hunde sogar schon abkaufen wollten, um ihnen ein ordentliches Zuhause zu bieten.

In diesem Kapitel soll der Aspekt der Wohnungslosigkeit aus Sicht des Tieres betrachtet werden. Wohnungslosigkeit an sich ist noch keine Gefahr für Tiere, es gibt ja genügend Tiere die „wohnungslos“ und sogar „menschenlos“ sind, man denke hier nur an streunende Hunde oder Katzen, die sich selbst in einer Stadt, die mit dem natürlichen Lebensraum ihrer Wildform eigentlich gar nichts mehr gemein hat, gut zurecht finden. Es gibt aber Begleiterscheinungen, die bei Menschen mit Wohnungslosigkeit einher gehen können und diese können sehr wohl negative Auswirkungen auf die von ihnen gehaltenen Tiere haben.

Die Grundvoraussetzung für ein harmonisches Zusammenleben zwischen Tier und Mensch ist eine artgerechte Tierhaltung. Ein Haustier ist in seiner Existenz von seinem Menschen abhängig, der Mensch ist für die Fütterung verantwortlich, für die Bereitstellung eines geeigneten Schlafplatzes sowie für Liebe und Zuwendung. Im Gegenzug erhält der Mensch vom Tier bedingungslose Liebe, Zuwendung, Körperkontakt und Treue (vgl. Leugner et.al: 5).

Wie oben schon erwähnt, dient ein Hund bei einem wohnungslosen Menschen durchaus auch als Schutz (z.B. vor Überfällen in der Nacht). Das kann aber auch zum großen Nachteil werden, zum Beispiel wenn der Hundehalter Hilfe benötigt oder bei einem Rettungseinsatz. Der Hund lässt dann niemanden an seinen Menschen heran. Die Helfer müssen dann erst selbst Hilfe holen, z.B. von der Polizei, die den Hund dann „bändigt“, was einerseits für den Hund traumatisierend ist und andererseits für den Menschen Lebensgefahr bedeuten kann, weil z.B. Sanitäter nicht rechtzeitig zu ihm können (vgl. Schöll 2005: 9).

Wenn der Tierhalter stirbt, ist das für das Tier immer traurig und dramatisch. Immer stellt sich danach die Frage: Wohin mit dem Tier? Wenn ein wohnungsloser Tierhalter stirbt, der möglicherweise wenig bis keine Sozialkontakte hatte, ist die Frage umso wichtiger. Der Verlust

des langjährigen Begleiters ist für das an sich schon ein schlimmer Trauerfall, aber dann vielleicht noch ins Tierheim zu müssen, weil es einfach keine Familie und keine Freunde gibt, die das Tier übernehmen können, verdoppelt die Tragödie noch.

Bei all den Vorteilen, die das Zusammenleben mit einem Tier auch bringt, bringt es auch Nachteile: es kostet einfach mehr. Kosten für Futter, artgerechte Unterbringung, Impfungen, Tierarzt im Krankheitsfall etc. hat ein Mensch ohne Tier nicht. Da nun wohnungslose Menschen nicht unbedingt in Geld schwimmen, stellt sich natürlich die Frage, wie diese das Leben ihres Tieres finanzieren können. Trotz des hartnäckigen Gerüchtes, dass sich hält, bekommt ein Mensch nicht mehr staatliche Unterstützung (Bedarfsorientierte Mindestsicherung), wenn er ein Haustier hat. Er bekommt genau die selbst finanzielle Unterstützung wie ein Mensch ohne Haustiere und muss dieses Geld nicht nur für sein eigenes Leben verwenden, sondern eben auch das Tier damit finanzieren. Selbstverständlich soll die Haustierhaltung kein Privileg der Reichen sein, doch bei Menschen, die so geringes Einkommen haben, dass sie sich kein eigenes Zuhause erhalten können, ist die Frage, ob ein Tier artgerecht gehalten werden kann, gerechtfertigt. Dagegen zu halten sind zwei Studien aus den Jahren 2001 aus England und 2012 aus Amerika, in denen wohnungslose Hundehalter befragt und die Hunde tierärztlich untersucht wurden. In diesen beiden Studien konnte bei keinem Hund eine Mangelernährung festgestellt werden. Eine frühere Studie aus dem Jahr 1994 zeigte noch eine prekäre Situation für die Hunde: hier hatte etwa die Hälfte aller Hundehalter Probleme ausreichend Futter für die Hunde zu bekommen. Dass die aktuelleren Studien andere Ergebnisse aufweisen, lässt darauf schließen, dass sich auch das Hilfesystem und das Bewusstsein in der Gesellschaft verändert haben. Es gibt jetzt mehr Unterstützungsmöglichkeiten für wohnungslose Hundehalter (vgl. Irvine et.al. 2012: 38, Schöll 2005: 10).

Wohnungslose Menschen, besonders solche die überhaupt kein Obdach haben, haben oft einen schlechten gesundheitlichen Allgemeinzustand. Persönliche Hygiene, regelmäßige und ausgewogene Mahlzeiten, ausreichend Ruhezeiten und ein adäquater Ruheort sind für wohnungslose Menschen nicht oder nur unregelmäßig zugänglich. Hinzu kommt aufgrund der soziale Isolation und Ausgrenzung eine Scheu sich im Krankheitsfall an einen Arzt zu wenden. Häufig konsumieren Wohnungslose Alkohol, Zigaretten oder andere Suchtmittel, was die Gesundheit natürlich auch negativ beeinflusst (vgl. Schöll 2005: 11).

In einer Mainzer Studie aus dem Jahr 1989 (vgl. Schöll 2005: 12f) wurden Wohnungslose zu ihrem Gesundheitszustand befragt. Dabei stellte sich heraus, dass etwa die Hälfte aller Befragten keinen Hausarzt hatte, aber genauso viele in den letzten 2,5 Jahren mindestens einmal

für eine stationäre Behandlung im Krankenhaus waren. Ärztliche Hilfe wird von Wohnungslose also häufig nur im Notfall in Anspruch genommen. Als Gründe für das Nichtaufsuchen eines Hausarztes gaben die Befragten an, dass die Hemmschwelle zum Arzt zu gehen zu groß sei. Manche Wohnungslose sind darüber hinaus nicht krankenversichert, somit wäre ein Arztbesuch immer mit Kosten verbunden, welche die Menschen natürlich nicht begleichen können. Etwas weniger als die Hälfte der Befragten gab außerdem an, keine ärztliche Hilfe zu benötigen. Bei der körperlichen Untersuchung, die im Rahmen der Mainzer Studie durchgeführt wurde, kam aber ein völlig anderes Ergebnis hinaus: Mehr als die Hälfte der Studienteilnehmer hatte Herz-Kreislauf-Probleme und bei ebenfalls mehr als der Hälfte der Teilnehmer wurde der Zustand der Zähne als sehr schlecht eingestuft, andere häufige Probleme waren: Infektions- und Hauterkrankungen, Leber- und Nierenerkrankungen und Erkrankungen des Venensystems. Viele Teilnehmer litten auch unter Multi-Morbidität, das heißt sie hatten mehrere Krankheiten oder gesundheitlichen Probleme gleichzeitig. Trotzdem gaben viele Teilnehmer an, keine ärztliche Hilfe zu benötigen.

Einerseits stellt also die Frage, in wie weit ein Mensch, der kaum in der Lage ist auf seine eigene Gesundheit zu achten, sich um ein Tier kümmern soll und diesem eine artgerechte Haltung garantieren kann. Andererseits ist genau der schlechte Gesundheitszustand der Wohnungslosen ein gutes Argument für die Haltung von Tieren, verbessern doch nachweislich Haustiere den Gesundheits- und Gemütszustand ihrer Halter. Und hätten Tiere keine positive Wirkung auf Menschen, wäre ja die gesamte tiergestützte Therapie sinnlos. Man könnte also auch sagen: Tiere wirken sich positiv auf den Gesundheitszustand von Wohnungslosen aus. Eine Studie oder Analyse dazu, ob und wie sich Tiere tatsächlich positiv auf den Gesundheitszustand von Wohnungslosen auswirkt, gibt es leider noch nicht bzw. wurde bei bereits erwähnten Studien nicht berücksichtigt, ob jemand ein Tier hat oder nicht. Dass sich Tiere allgemein positiv auf die menschliche Gesundheit auswirken, ist mittlerweile unumstritten und in einigen Studien belegt. Tiere wirken sich allgemein positiv auf das Immunsystem aus, der Kontakt mit Tieren stärkt die körpereigenen Abwehrkräfte und schützt den Körper so präventiv vor Krankheiten. Das lässt sich auch dadurch belegen, dass Tierhalter durchschnittlich seltener wegen Krankheiten zu einem Arzt müssen als Nicht-Tierhalter (vgl. Schöll 2005: 11f, Slatter et.al. 2012: 378).

Im Tierschutzgesetz ist wie bereits erwähnt geregelt, welches die Mindestanforderungen an die Haltung von Tieren sind. Laut Tierschutzgesetz darf nur derjenige ein Tier halten, der dazu in der Lage ist die Bedürfnisse des Tieres zu erkennen und zu erfüllen und eine artgerechte Haltung garantieren kann (vgl. <https://www.ris.bka.gv.at/>, 19. 8. 2014). Nun kommt es

bei wohnungslosen Menschen durchaus aber auch vor, dass diese aus kognitiven, gesundheitlichen oder persönlichen Gründen nicht in der Lage sind, das immer zu erfüllen. Ein wohnungsloser Mensch, der mit einem Tier in einer betreuten Einrichtung vorübergehend wohnt, bedeutet also für das Betreuungspersonal nochmal einen zusätzlichen Mehraufwand. Es gilt hier auch darauf zu achten, ob das Tier ausreichend versorgt wird und den Menschen gegebenenfalls dabei zu unterstützen. Zwar kann dies auch ein guter Ansatzpunkt für eine tragfähige Betreuungsbeziehung sein, nur ist es eben ein zeitlicher und energetischer Mehraufwand (vgl. Radinger 2008: 49).

Dieser zeitlicher und personeller Mehraufwand ist einer der Gründe, warum in vielen Hilfseinrichtungen nach wie vor Tiere verboten sind und wohnungslose Menschen mit Tieren nicht aufgenommen werden. In diesem Fall ist das Tier selbst sogar der Grund für einen negativen Einfluss, denn manchmal bleibt einem Wohnungslosen deshalb Hilfe und Unterkunft verwehrt und sie bleiben für ihre Tiere weiter auf der Straße oder in anderen nicht-dauerhaften Wohnformen. Doch nicht nur in der Wohnungslosenhilfe bleiben die Türen für Tierhalter oftmals verschlossen, sondern auch am Wohnungsmarkt ist es schwierig, wenn man eine Wohnung für sich und sein Haustier sucht. Besonders Hundehalter haben es da schwer, da von Vermietern immer Belästigung durch Bellen befürchtet wird, hat man dann auch noch einen sogenannten „Listenhund“ oder „Kampfhund“, sind viele Vermieter gleich sehr abgeschreckt und möchten dann keine Wohnung an diesen Hundehalter vergeben. Auf der anderen Seite kann gerade ein Tier eine große Motivation sein, ein stabiles Zuhause zu finden. Die Verantwortung dem Tier gegenüber und der Wunsch diesem Tier ein fixes, eigenes Zuhause bieten zu können, kann ein mächtiger Motivator sein und viel bewirken (vgl. Lem 2012: 50ff).

Weiter oben wurde beschrieben, dass sich die Einnahmen beim Betteln erhöhen, wenn ein Hund anwesend ist, somit wirkt ein Hund in dieser Situation Einkommenssteigernd. Das gilt aber nur so lange man sein Geld mittels Betteln verdienen will. Möchte man einem fixen Job mit geregelten Arbeitszeiten nachgehen, wird der Hund mitunter zur Belastung. Wo soll der Hund in der Zeit bleiben, in der Herrchen/Frauchen arbeiten muss? Ist der Hund überhaupt ans Alleinesein gewöhnt und kann er alleine gelassen werden (vgl. Lem 2012: 52f)?

Richtlinien und Standards für das Halten von Tieren, speziell: Wohnungslose

Die Grundregeln für die Haltung von Tieren ist im Tierschutzgesetz verankert, wobei hier vor allem die 1. und 2. Verordnung (insgesamt gibt es 10 Verordnungen) interessant sind, denn diese regeln die Haltung von landwirtschaftlichen Nutztieren (auch Kaninchen) und die Haltung von Heim- und Wildtieren. Hier werden Mindestanforderungen an die Haltung geregelt,

z.B. Größe der Unterbringung, erlaubte Eingriffe, Haltungsart (einzeln, als Paar, in der Gruppe etc.). Im Tierschutzgesetz ist außerdem verankert, dass der Mensch das Tier als empfindungsfähiges Lebewesen anzuerkennen hat und der Mensch die Mindestanforderungen an die Tierhaltung unbedingt sicherstellen muss (vgl. <https://www.ris.bka.gv.at/>, 19. 8. 2014).

Für die Haltung von Tieren gibt es abgesehen von den Gesetzen noch eine Reihe weiterer Richtlinien, Standards und Wünschen für die Haltungsbedingungen. In diesem Kapitel soll im Allgemeinen auf diese Richtlinien und Standards eingegangen werden und sie werden dahingehend beleuchtet, in wie weit sie von wohnungs- und obdachlosen Tierhaltern eingehalten werden können oder wo es ohne Unterstützung problematisch werden könnte.

Aktuelle Situation in der Wiener Wohnungslosenhilfe

Unter Wohnungslosenhilfe wird das Netz aus allen Einrichtungen, Organisationen und Institutionen, die ein Unterstützungsangebot an wohnungslose Menschen haben, verstanden. Hier gibt es ganz vielfältige Angebote, die weiter unten genauer beschrieben werden.

Die Zahl der wohnungslosen Menschen, die in institutionellen Einrichtungen Hilfe suchen, steigt die letzten Jahre stetig an, im Jahr 2006 waren etwa 5.000 Menschen in Wien wohnungslos und in Betreuung, im Jahr 2013 waren es hingegen schon fast 10.000 Menschen, die sich aufgrund von Wohnungslosigkeit an eine Hilfseinrichtung gewandt haben. Als Gründe dafür werden steigende Mietpreise, sowie steigende Armut und Arbeitslosigkeit genannt (vgl. Neunerhaus Jahresbericht 2013: 6).

Das System der Wiener Wohnungslosenhilfe hat eine Vielzahl von Angeboten für wohnungs- und obdachlose Menschen, wo diese sich waschen können, etwas zu essen bekommen, übernachten oder für eine Zeit sogar wohnen können und professionelle Hilfe in Anspruch nehmen können. In der Mehrzahl der Hilfseinrichtungen besteht allerdings Hundeverbot bzw. Tierverbot, das bedeutet dass Hundehalter diese Unterstützung oft nur eingeschränkt oder gar nicht zur Verfügung steht.

Das oberste Ziel der Wiener Wohnungslosenhilfe ist es, die wohnungslosen Menschen so weit zu unterstützen und zu fördern, dass sie letzten Endes wieder selbstständig in ihrer eigenen Wohnung wohnen können. Doch so ein Neustart ist gar nicht so einfach, die bereits erwähnten Gründe für die Wohnungslosigkeit lassen sich nicht völlig tilgen: die Situation am Wohnungsmarkt bleibt weiter angespannt, die Mietpreise weiter hoch und auch das Einkommen des Betroffenen steigt nicht immer an. Noch prekärer ist die Situation für Menschen, die in das Hilfesystem gar nicht „hineinpassen“. Viele Unterstützungsangebote der Wohnungslosenhilfe sind institutionelle Einrichtungen mit Hausordnungen, Gemeinschaftsräumen, unter Umständen keine Rückzugsmöglichkeiten, eingeschränkte Privatsphäre und in vielen Fällen das Gefühl, das Betreuer auch gleich Kontrolleure sind. Für viele Menschen ist dieses Angebot nicht passend bzw. können sie sich in so einer Institution einfach nicht anpassen, können die Hilfe gar nicht in Anspruch nehmen oder fallen bald wieder aus dem Hilfesystem raus, weil sie sich nicht an die Regeln halten konnten (vgl. neunerhaus Jahresbericht 2013: 7ff).

Hilfe für alle

Die Wohnungslosenhilfe hat ein vielfältiges Unterstützungsangebot, das versucht die verschiedenen Bedürfnisse von wohnungslosen Menschen zu berücksichtigen und eine breite Zielgruppe zu erreichen.

Nachtquartiere

In Nachtquartieren finden obdachlose Menschen, die keine andere Unterkunft haben, einen sicheren Platz zum Übernachten. Die Aufnahme ist meist unbürokratisch und sehr schnell. Es werden eine Schlaf- und Waschmöglichkeit, manchmal auch Depotmöglichkeit zur Verfügung gestellt, außerdem gibt es die Möglichkeit eine Mahlzeit einzunehmen. Nachtquartiere haben aber nur in der Nacht geöffnet, ein Aufenthalt am Tag ist dort nicht möglich. Auch kann nicht garantiert werden, dass man jede Nacht einen Schlafplatz dort bekommt, da die Kapazitäten besonders zur kalten Jahreszeit schnell ausgeschöpft sind. Ein Nachtquartier ist nur eine Übergangslösung (vgl. <http://wohnen.fsw.at/wohnungslos/nachtquartiere/>, 22. 8. 2014).

In Wien gibt es neun Institutionen, die Nachtquartiere anbieten. In zwei Nachtquartieren ist das Mitbringen von Hunden erlaubt, andere Tiere sind nicht möglich.

Übergangswohnhäuser

In Übergangswohnhäusern können wohnungslose Menschen für bis zu zwei Jahre einen befristeten Wohnplatz finden. Sie werden während dieser Zeit von BetreuerInnen begleitet. Ziel ist es, ihr Selbsthilfepotenzial so weit zu fördern und zu stärken, dass sie in eine eigene Wohnung oder einen anderen geeigneten Wohnplatz übersiedeln können. Durch die Nutzung von Gemeinschaftsräumen sollen die sozialen Fähigkeiten verbessert werden (vgl. Fonds Soziales Wien 2011: 146f).

In Wien gibt es insgesamt 25 Übergangswohnhäuser für Einzelpersonen, Paare oder Familien. In acht dieser Wohnhäuser ist die Haustierhaltung unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt.

Betreutes Wohnen

Betreutes Wohnen bedeutet, dass wohnungslose Menschen für eine befristete Zeit (maximal 2 Jahre) eine Wohnung zur Verfügung gestellt bekommen und mobile Betreuung dazu bekommen. Dieses Konzept setzt eine große Selbstständigkeit und geringe Betreuungsnotwendigkeit voraus. Die Betreuung erfolgt durch regelmäßige Termine in der Wohnung, bei denen Probleme besprochen werden können.

Viele Einrichtungen, die betreutes Wohnen anbieten, wenden sich direkt an eine bestimmte Zielgruppe: AlleinerzieherInnen, Punks, Menschen mit Vorstrafen etc. Ziel ist auch hier, die Selbsthilfefähigkeit so weit zu stärken, dass eine Übersiedelung in eine eigenen Wohnung möglich ist (vgl. Fonds Soziales Wien 2011: 154f).

In Wien gibt es insgesamt 14 Institutionen, die betreutes Wohnen anbieten. In der Hälfte der Einrichtungen ist das Halten von Haustieren erlaubt, wobei das teilweise mit Auflagen verbunden ist und nicht immer bedingungslos möglich ist.

Sozial betreute Wohnhäuser

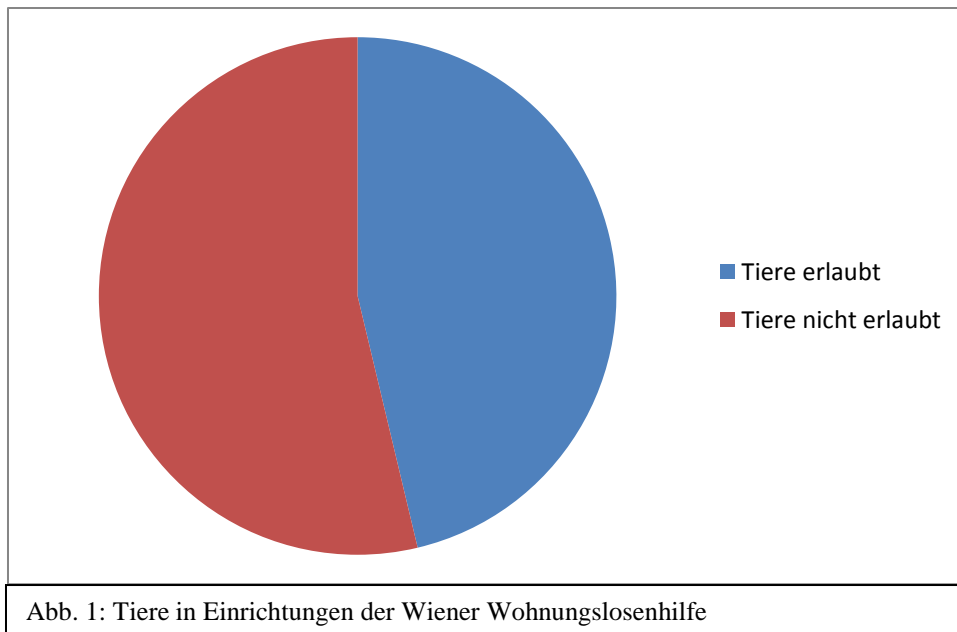
Sozial betreutes Wohnen richtet sich an ehemals wohnungslose Menschen, die gerne eigenständig wohnen möchten, aber das nicht können. Gründe dafür sind oft chronische Erkrankungen, wodurch sie auf Betreuung angewiesen sind. Die Wohndauer in einem sozial betreuten Wohnhaus ist nicht beschränkt, oftmals leben die BewohnerInnen bis zu ihrem Lebensende dort. Es werden Kleinwohnungen zur Verfügung gestellt und regelmäßige soziale, psychische und medizinische Betreuung und Kontrolle angeboten (vgl. Fonds Soziales Wien 2011: 158f).

In Wien gibt es 19 sozial betreute Wohnhäuser, in 14 davon sind Haustiere erlaubt.

Housing First

Housing First ist ein noch relativ junger Ansatz in der Wohnungslosenhilfe. Bisher war es die Regel, dass wohnungs- und obdachlose Menschen vorübergehend in eine institutionelle Einrichtung ziehen konnten, dort einen Wohnplatz für eine bestimmte Zeitdauer und professionelle Betreuung zur Verfügung gestellt bekommen haben. Während der Wohndauer in dieser Einrichtung wurde an verschiedenen Problemen gearbeitet und das Ziel war es, diesen Menschen zu einer eigenen Wohnung zu verhelfen, in die er danach ziehen kann. Der Grundgedanke des Housing First ist die De-Institutionalisierung und das selbstständige Wohnen so schnell wie möglich zu ermöglichen. Bei Housing First wird einem wohnungslosen Menschen gleich eine eigene Wohnung zur Verfügung gestellt, in der er (wenn alles klappt) bleiben kann und nicht nochmals umziehen muss. In der Regel wird zu Beginn der Mietvertrag von einer betreuenden Einrichtung übernommen und die Wohnung dem wohnungslosen Menschen zur Verfügung gestellt. Dabei handelt es sich um ganz „normale“ Wohnungen, die weder in einem eigenen Haus nur für Wohnungslose befindlich sind noch irgendwie gekennzeichnet oder erkennbar sind. Somit wird der sozialen Ausgrenzung und Stigmatisierung entgegen gewirkt und der Bewohner kann sich von Anfang an in dieser Wohnung „zu Hause“ fühlen. Für einen bestimmten Zeitraum bekommt der/die BewohnerIn dann mobile Betreuung, das bedeutet dass ein/e BetreuerIn zu regelmäßigen Gesprächen in die Wohnung kommt und den/die BewohnerIn unterstützt bis diese/r wieder selbstständig ohne Hilfe wohnen kann. Dann wird der Mietvertrag auf den/die BewohnerIn übertragen. So soll die Selbstbestimmung und das selbstständige Leben der Hilfesuchenden besonders gefördert werden (vgl. neunerhaus Jahresbericht 2013: 29, „wieder wohnen“ Ein Blick 2012: 12f).

Insgesamt ist in fast jeder zweiten Einrichtung der Wiener Wohnungslosenhilfe das Halten von Haustieren erlaubt.



Sonstiges

Der Verein neunerhaus betreibt eine Arztpraxis, die speziell für wohnungslose Menschen ist. Hier kann ärztlicher Rat bei einem praktischen Arzt geholt werden. Dieses Angebot ist speziell für Menschen, deren Hemmschwelle zu einem Arzt zu gehen, sehr hoch ist. Hier wird ganz niederschwellig und unbürokratisch gearbeitet, außerdem haben die Patienten die Gelegenheit sich dort auch gleich Unterstützung von einem/r SozialarbeiterIn zu holen. Mehrmals in der Woche ist auch die Zahnarztpraxis geöffnet, wo Zahnärzte ehrenamtlich und völlig kostenlos die Zähne von wohnungslosen Menschen sanieren. Auch hier steht neben der ärztlichen Betreuung ein/e SozialarbeiterIn unterstützend zur Seite. Eine Krankenversicherung ist für die Inanspruchnahme dieses Angebotes nicht notwendig (vgl. neunerhaus Jahresbericht 2013).

Zusätzlich haben verschiedene Wohnungsloseneinrichtungen eine Kooperation mit dem Verein neunerhaus, bei der die Ärzte direkt in die Einrichtung kommen und mitunter vor Ort eine eigene Praxis mit fixen Sprechstunden haben.

Hilfe für Tierhalter

Viele wohnungslose Menschen haben Tiere, aber nicht alle Unterstützungsangebote stehen Tierhalter offen.

Es gibt aber auch Einrichtungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Hilfe ganz speziell für Tierhalter und Tiere anzubieten. Die tierärztliche Versorgungsstelle des Vereins neunerhaus ist so eine Einrichtung. Da der Tierarztbesuch immer mit Kosten verbunden ist und wohnungslose Menschen in der Regel von Armut und geringem Einkommen betroffen sind, hat das neunerhaus im Jahr 2010 die tierärztliche Versorgungsstelle eröffnet. An 3 Tagen in der

Woche arbeiten Tierärzte ehrenamtlich und versorgen die Tiere der Wohnungs- und Obdachlosen. Das Angebot ist völlig kostenlos und umfasst sowohl Notfall-Medizin und Behandlungen im Krankheitsfall, wie auch Vorsorgeuntersuchungen und Impfungen. Damit hat der Verein neunerhaus einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass in mehr institutionellen Hilfseinrichtungen Tier erlaubt werden können und wohnungslose Menschen ihre Tiere behalten und tierärztlich gut versorgen können. Im Jahr 2013 wurden in der tierärztlichen Versorgungsstelle insgesamt 425 Tiere behandelt und versorgt, der Großteil davon waren Hunde.

Die tierärztliche Hilfe, die den Tieren entgegen gebracht wird, kann auch positive Auswirkungen auf die Tierhalter haben. Einerseits ist der Tierarzt des neunerhaus in manchen Fällen der Erstkontakt eines wohnungslosen Menschen mit einer Hilfseinrichtung. Für sich selbst hat dieser Mensch bisher womöglich keine Hilfe gesucht, aber wenn das geliebte Tier erkrankt ist, wird der Weg zu einer Hilfseinrichtung auf sich genommen. Dadurch könnte vielleicht die Angst vor auch vor anderen Hilfseinrichtungen bisschen fallen, denn der Tierhalter wird beim neunerhaus Tierarzt eine freundliche Behandlung erleben, ein professionelles Team, das weder stigmatisiert noch Vorwürfe macht, sondern kompetente Hilfe anbietet. Außerdem wird der Tierhalter dadurch, dass er sich um sein Tier kümmert, vielleicht etwas motiviert, sich auch um sich selbst zu kümmern, sich selbst Unterstützung in anderen Lebensbereichen zu holen, der Besuch beim neunerhaus Tierarzt könnte also der erste Schritt in ein „normales“ Leben sein. Und auch hier dienen die Tiere wieder einmal als Brückenbauer und soziale Katalysatoren.

Interviews mit BetreuerInnen

Für den empirischen Teil dieser Arbeit habe ich Interviews mit BewohnerInnen und BetreuerInnen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe durchgeführt. Hier möchte ich nun die Ergebnisse der Befragung der BetreuerInnen präsentieren.

Ich habe insgesamt 60 verschiedene Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe per Mail kontaktiert, mich vorgestellt und um ein kurzes Interview mit einer/m BetreuerIn und/oder einer/m BewohnerIn gebeten. Ich habe sowohl Notquartiere, wie auch Übergangswohnhäuser und Tageszentren kontaktiert. Von zwei Drittel der kontaktierten Einrichtungen habe ich wie erwartet keine Reaktion bekommen. Beim verbleibenden Drittel hat mir etwa jede zweite Einrichtung eine Absage erteilt und sich nicht zu einem Interview bereit erklärt. Als Gründe dafür wurden fehlende zeitliche und personelle Ressourcen bei den BetreuerInnen angegeben.

Letzten Endes konnte insgesamt 9 Interviews mit BetreuerInnen von verschiedenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe durchgeführt werden. Da mich einige dieser Einrichtungen

um Anonymisierung gebeten haben, werde ich gar keine Einrichtungen namentlich nennen. Ich wurde auch von einigen Einrichtungen schon im Vorfeld gebeten, auf eine Aufnahme mit einem Tonband zu verzichten, daher habe ich bei allen Interviews darauf verzichtet und mich statt dessen streng an den Interview-Leitfaden gehalten um die Ergebnisse vergleichbar zu machen. Die Interviews wurden teilweise direkt in der Einrichtung, teilweise an neutralen Treffpunkten durchgeführt.

Der Interviewleitfaden umfasste folgende Fragen:

1. Gibt es in der Einrichtung Haustiere oder irgendeine andere Art des Kontaktes zu Tieren?
2. Wenn Tiere erlaubt sind: Welche Auflagen, Einschränkungen, Regeln gibt es im Zusammenhang mit der Tierhaltung?
3. Dürfen während des Aufenthaltes in der Einrichtung neue Tiere angeschafft werden oder nur bereits bestehende Haustiere mitgebracht werden?
4. Welche Tiere wohnen aktuell in der Einrichtung?
5. Was sind Vorteile und Nachteile der Haustierhaltung?
6. Werden die anwesenden Tiere vom Personal eher als Ressource/Unterstützung wahrgenommen oder als Belastung?
7. Werden die Tiere in die Betreuung mit eingebunden?
8. Was passiert, wenn ein/e BetreuerIn merkt, dass ein Tier nicht adäquat versorgt wird?
9. Wenn Tiere nicht erlaubt sind: Warum sind keine Tiere in der Einrichtung erlaubt?
10. Würden Sie persönlich als Betreuerin gerne Tiere in der Einrichtung erlauben? Denken Sie, dass diese eine Ressource darstellen könnten?

Es wurde jeweils ein/e BetreuerIn aus vier verschiedenen Übergangswohnhäusern, zwei Sozial betreuten Wohnhäusern und drei Einrichtungen die betreutes Wohnen anbieten, interviewt. In fünf dieser Einrichtungen war die Haltung von Haustieren erlaubt, wenn auch teilweise mit verschiedenen Auflagen verbunden und in vier dieser Einrichtungen war die Tierhaltung untersagt.

Die zweite Frage meines Interviews fragte nach den Auflagen, Regeln oder Beschränkungen für das Halten von Tieren in der Einrichtung. In vier Einrichtungen gibt es eine maximale Anzahl der erlaubten Tiere, in zwei Einrichtungen lautet diese maximal zwei Tiere pro BewohnerIn, in zwei anderen Einrichtung geht es eher um die Gesamtzahl der Tiere, die in der Einrichtung wohnen. Als Grund für die Gesamtzahl wurde genannt, dass die Tiere nicht Überhand nehmen sollen und weiterhin eher die Ausnahme sein sollen und dass durch zu vie-

le Tiere (besonders Hunde) zu viel Unruhe im Haus entsteht, zum Beispiel weil sich Hunde dann nicht mehr aus dem Weg gehen können und auf zu engem Raum zusammen wohnen müssen.

Weitere Bestimmungen, die genannt wurden:

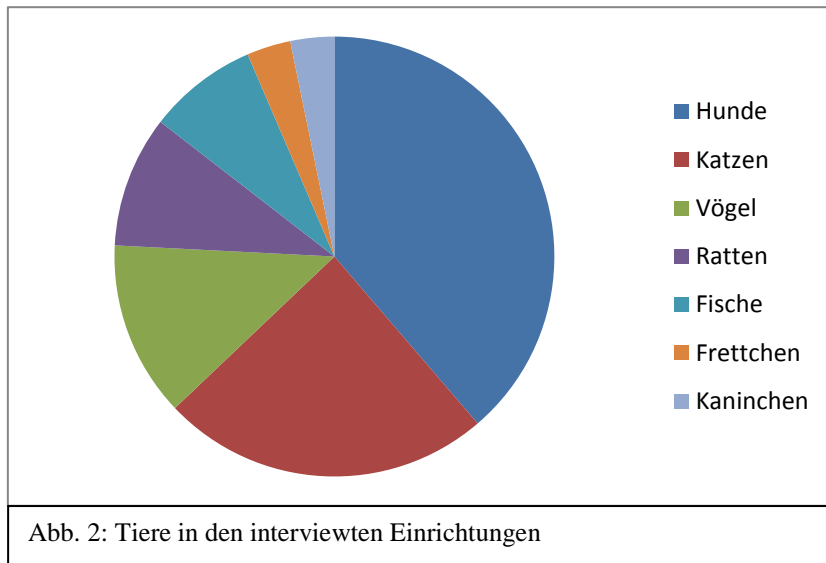
- Nachweis eines Hundeführerscheins für so genannte „Listenhunde“
- Möglichkeit der artgerechten Haltung
- Keine exotischen oder giftigen Tiere (diese Auflage gab es nur in zwei Einrichtungen, die anderen drei machten auch hier keine Einschränkung, solange eine artgerechte Unterbringung gewährleistet wird)

In einer Einrichtung, die betreutes Wohnen anbieten, gibt es überhaupt keine Einschränkungen oder Richtlinien, hier wird die Tierhaltung völlig in die Verantwortung der BewohnerInnen gelegt und somit soll ihre Selbstbestimmungsfähigkeit und Verantwortung gefördert werden.

Mit meiner dritten Frage an die Einrichtungen, die Tierhaltung erlauben, habe ich danach gefragt, ob Haustiere während der Wohndauer in der Einrichtung neu angeschafft werden dürfen oder ob nur bereits bestehende Haustiere mitgebracht werden dürfen. Hintergrund hierfür war, dass ich in verschiedenen Artikeln über Tierhaltung in Alten- und Pflegeheimen gelesen habe, dass die Haustierhaltung dort nur dann erlaubt ist, wenn der/die BewohnerIn bereits mit dem Tier einzieht, also das Tier schon vor der Übersiedelung in ein Alten- oder Pflegeheim hatte. Das gilt freilich nicht für alle Alten- oder Pflegeheime, die Haustierhaltung erlauben, aber es war Grund genug für mich in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe dieses Thema anzusprechen und nachzufragen.

In vier der befragten Einrichtungen ist es auch möglich, dass sich BewohnerInnen Haustiere während ihrer Wohndauer anschaffen, zwei Einrichtungen bestehen aber darauf, dass die BewohnerInnen sich vorher die Erlaubnis des Betreuungspersonals dafür einholen. Eine Interview-Partnerin aus dem betreuten Wohnen sagte mir hierzu aber, dass das in der Praxis selten geschieht und die Erlaubnis in der Regel erst im Nachhinein eingeholt wird, es war aber bisher nicht notwendig ein Tier zu verbieten. In einem betreuten Wohnen ist die Neuanschaffung von Haustieren während der Wohndauer nicht erwünscht, bereits bestehende Haustiere können ins betreute Wohnen mitgebracht werden.

Derzeit in den Einrichtungen lebende Tiere



Der Großteil der Tiere, die von BewohnerInnen der Wohnungslosenhilfe gehalten werden, sind Hunde. Der prozentuelle Anteil der Hunde in den befragten Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe liegt bei 39 Prozent. An zweiter Stelle sind Katzen, von allen Tieren, die in den befragten Einrichtungen wohnen sind 24 Prozent Katzen. Die drittgrößte Gruppe stellen die Vögel dar, konkret wurden bei den Interviews Kanarienvögel und Wellensittiche genannt, die derzeit in den befragten Einrichtungen wohnen. Der prozentuelle Anteil der Vögel liegt bei 13 Prozent. Die restlichen 24 Prozent setzen sich aus Ratten, Fischen, Frettchen und Kaninchen zusammen, die zum Zeitpunkt der Interviews bei den BewohnerInnen der befragten Einrichtungen wohnten.

Vorteile der Haustierhaltung

Im Weiteren haben ich die InterviewpartnerInnen danach gefragt, was ihrer Meinung nach Vor- und Nachteile der Haustierhaltung in ihrer Einrichtung sind bzw. welche guten und schlechten Erfahrungen sie gemacht haben.

Folgende Punkte wurden mir als Vorteile beschrieben:

- Die Tiere werden als Ressource und Gefährten für die BewohnerInnen erlebt
- Tiere fungieren oft als soziale Katalysatoren oder Gesprächsstarter. Es ist einfach über die Tiere einen Zugang zu den Menschen zu bekommen, Gespräche über das Tier werden als positiv und angenehm empfunden, so kann schnell eine gute Gesprächsbasis geschaffen und eine Betreuungsbeziehung aufgebaut werden

- Die Tiere bieten den BewohnerInnen die Möglichkeit eine Tagesstruktur zu bekommen
- Die BewohnerInnen übernehmen Verantwortung für die Tiere
- Tiere bewahren die BewohnerInnen vor Einsamkeit
- Der Kontakt zu den Tieren wird auch von den BetreuerInnen als angenehm empfunden, das Spielen und Kuscheln mit den Tieren der BewohnerInnen findet auch beim Personal große Anklänge
- Über die Tiere können wichtige Themen angesprochen werden, z.B. Verantwortung, tägliche Pflichten, Zukunftsperspektiven

Ein Interviewpartner erzählte mir davon, dass der Hund eines Mannes, den er betreut hatte von einem anderen Hund verletzt wurde. Der Hund war sehr schwer verletzt und musste operiert werden, es war einige Tage nicht klar, ob er durchkommen würde. Der Betreuer hat den Bewohner und den Hund die ganze Zeit intensiv begleitet, war mit beim Tierarzt, hat sich täglich die Wunde des Hundes angeschaut und den Bewohner bei der Wundversorgung und Medikamentenverabreichung geholfen. Durch dieses Erlebnis ist eine sehr tiefe Betreuungsbeziehung entstanden, auch zu dem Hund hat der Betreuer eine Beziehung aufgebaut und diese als sehr positiv empfunden und sehr wertgeschätzt. Der Hund wurde wieder völlig gesund.

Nachteile der Haustierhaltung

Wo es Licht gibt, gibt es auch Schatten, sagt man. Wo es Vorteile gibt, gibt es auch Nachteile.

Folgende Punkte wurden mir als Nachteile der Tierhaltung von BewohnerInnen beschrieben:

- Ein Tier bedeutet auch für die BetreuerInnen mehr Aufwand in der Betreuung. Das Tier muss in der Betreuung immer berücksichtigt werden.
- Die artgerechte Tierhaltung zu überprüfen ist nicht Aufgabengebiet des Betreuungspersonals, trotzdem haben die zuständigen BetreuerInnen ein Auge darauf. Das alleine ist natürlich schon ein Mehraufwand. Besonders belastend wird ein Tier dann empfunden, wenn der /die BewohnerIn das Tier nicht artgerecht hält oder halten kann.
- Da es wohnungslosen Menschen oft an sozialen Netzwerken fehlt, wird es sehr schwierig, wenn eine vorübergehende Unterbringung für ein Tier notwendig ist, zum Beispiel weil der/die TierhalterIn einen Krankenhausaufenthalt oder eine Haftstrafe vor sich hat. Die Organisation für die Versorgung der Tiere bleibt oft an den BetreuerInnen hängen und das wird als zusätzliche Belastung empfunden.
- Für die BewohnerInnen bedeutet ein Tier eine zusätzliche finanzielle Belastung, die auch oft in der Betreuung thematisiert wird.

- Besonders bellende Hunde werden von anderen BewohnerInnen und BetreuerInnen als störend empfunden
- Manche BewohnerInnen, die Tiere halten, können gewisse Termine nur eingeschränkt wahrnehmen, z.B. wenn ein Hund nicht alleine bleiben kann, kann dieser nicht zu Amt- oder Arztterminen mitgenommen werden. Das kann sich natürlich negativ auf das Betreuungsziel auswirken, in der Regel sind von Zeit zu Zeit einfach Amtswege notwendig.
- Bei der Reintegration und Wiedereingliederung in den Wohnungsmarkt werden die Tiere oftmals als hinderlich empfunden. Manche Vermieter möchten keine Tiere, besonders Hunde und vergeben somit keine Wohnungen an Hundehalter.

In einer Einrichtung ist einmal ein Betreuer von einem Hund gebissen worden, als dieser die Wohnung des Hundehalters betrat. Von einem ähnlichen Vorfall wurde mir auch in einer anderen Einrichtung berichtet.

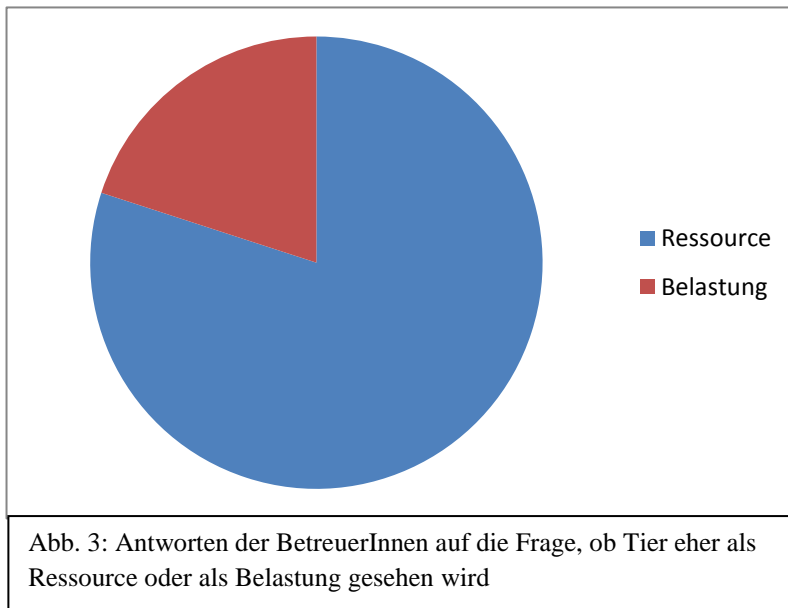
Ein Betreuer aus dem betreuten Wohnen berichtete mir davon, dass sie derzeit im Haus ein massives Problem mit Hundehandel hätten. Ein Bewohner hat damit angefangen, Hundewelpen von Freunden aus Ungarn zu kaufen und diese unter den anderen BewohnerInnen weiter zu verkaufen. Diese Welpen haben einerseits einen schlechten Gesundheitszustand, andererseits seien sie viel zu jung für den Verkauf und außerdem möchten die Betreuer den Hundehandel mit Welpen aus Ungarn nicht unterstützen, sondern eher verhindern. Da gerade in dieser Einrichtung aber das Halten der Tiere sehr selbstbestimmt und eigenverantwortlich ist, kann die Anschaffung von Welpen nicht einfach verboten werden. Das Betreuungspersonal setzt hier eher auf Aufklärung mittels Gesprächen.

In zwei Einrichtungen wurde mir davon berichtet, dass jeweils ein Tier tot aufgefunden wurde. Eine Katze ist in ein gekipptes Fenster geraten und dort verstorben und eine Schildkröte wurde von einer Mitarbeiterin unter einem Sofa tot entdeckt. Beide sind aufgrund mangelnder Versorgung beziehungsweise Sorgfalt verstorben, was auch die MitarbeiterInnen sehr belastet hat. Besonders bei der Katze gab es große Gewissensbisse bei den BetreuerInnen und immer wieder die Frage, ob nicht doch der Amtstierarzt eingeschaltet hätte werden sollen.

Ressource vs. Belastung

Das Ergebnis der nächsten Frage im Interview hat mich erstaunt. Die Liste der angegebenen Nachteile, die die Haustierhaltung in der Wohnungslosenhilfe mit sich bringt, ist länger als die Liste der genannten Vorteile und die befragten BetreuerInnen konnten mir auch sehr viel mehr negative Erlebnisse mit Tieren erzählen als positive. Trotzdem haben mir vier der fünf

Interviewpartner angegeben, dass sie die Tiere in ihrer Einrichtung eher als Ressource empfinden, nur in einer Einrichtung werden die Tiere ganz klar als Belastung gesehen.



Tiere als integrierter Bestandteil der Betreuung

In den befragten Einrichtungen werden die Tiere in ganz unterschiedlicher Art und Weise in die Betreuung mit eingebunden, daher kann ich hier kein Gesamtergebnis präsentieren. Stattdessen möchte ich kurz die einzelnen Arbeitsweisen und Projekte beschreiben, in denen mit Tieren in den Einrichtungen gearbeitet wird.

In einem betreuten Wohnen gibt es keinen Auftrag die Tiere in die Betreuung mit einzubauen. Hier ist es vom persönlichen Engagement jedes/r einzelnen MitarbeiterIn abhängig, ob und wie weit das Tier in die Betreuung eingebunden wird, thematisiert wird oder völlig ignoriert wird.

In einem Übergangwohnhaus gibt es neben den Haustieren, die für die BewohnerInnen erlaubt sind, noch „allgemeine“ Haustiere. Es gibt eine Katze, eine Vogel-Voliere und ein Biotop mit Fischen. Woher die hauseigene Katze genau kommt, konnte mir der Interviewpartner nicht sagen. Die Katze sei schon länger als jede/r MitarbeiterIn hier und die MitarbeiterInnen haben sich ihrer angenommen. Jetzt wohnt die Katze im gesamten Haus, wird von den MitarbeiterInnen versorgt und gefüttert und darf in den Büroräumlichkeiten umherstreifen. Die Vogel-Voliere mit Wellensittichen und das Biotop mit den Fischen werden von BewohnerInnen versorgt und gepflegt. Die BewohnerInnen können sich freiwillig für diese Aufgabe melden und bekommen dafür ein therapeutisches Taschengeld, die Versorgung der Tiere ist sehr beliebt. Auch die Tiere selbst sind bei allen BewohnerInnen sehr beliebt und werden oft besucht.

Die Tiere der BewohnerInnen werden ebenfalls in die Betreuung eingebunden. Es gibt Gespräche über artgerechte Haltung, Tipps zum Umgang mit den Tieren etc.

In einem betreuten Wohnen wurden speziell für die Hundehalter zwei Projekte ins Leben gerufen: Hundeführerschein und Erste-Hilfe-Kurs. In dieser Einrichtung wohnen besonders viele Hunde und die meisten unter ihnen sind so genannte „Listenhunde“ oder „Kampfhunde“. Seit einigen Jahren ist es Pflicht, dass man für die Haltung einiger Hunderassen einen Befähigungsnachweis, einen Hundeführerschein (umgangssprachlich „Hundeführerschein“ genannt) erbringen muss. In diesem betreuten Wohnen wird die Vorbereitung auf diesen Hundeführerschein durch eine Hundetrainerin angeboten. Das Angebot wird leider selten genutzt. Ein weiteres Projekt, das bereits durchgeführt wurde, war der Erste-Hilfe-Kurs am Hund. Die BewohnerInnen konnten daran teilnehmen und von einem Tierarzt lernen, wie sie Krankheiten beim Hund erkennen, wann ein Tierarzt notwendig ist und wie sie im Notfall erste Hilfe leisten. Dieses Angebot wurde gerne genutzt und soll in absehbarer Zeit wiederholt werden.

In einem Übergangswohnhaus wurde mir von einem Projekt berichtet, bei dem eine Hundetrainerin ins Haus kam und mit den Hundehaltern gearbeitet hat. Hier ging es vor allem darum, den richtigen, gewaltfreien und artgerechten Umgang mit dem Hund zu lernen und zu trainieren. Das Training ist bei den BewohnerInnen sehr gut angekommen und soll wieder angeboten werden. Allerdings wurde mir hier auch gesagt, dass die Finanzierung ein Problem darstellt, denn bisher wurde das Projekt von der Hundetrainerin ehrenamtlich angeboten, was jetzt nicht mehr möglich ist. Die MitarbeiterInnen wünschen sich sehr, dass eine Finanzierungsquelle gefunden wird, denn dieses Projekt wurde von ihnen als große Unterstützung empfunden. Einerseits war es eine Entlastung des Personals, denn die BewohnerInnen konnten sich mit allen „Hundefragen“ an die Hundetrainerin wenden und andererseits hat es die Stimmung im Haus sehr positiv beeinflusst, weil die BewohnerInnen sich viel mehr mit ihren Hunden beschäftigt haben und manche unerwünschte Verhaltensweise tatsächlich aufgehört haben.

An dieser Stelle wird ein kleiner Exkurs in ein Übergangswohnhaus, dessen Mitarbeiterin ich ebenfalls interviewt habe, eingefügt. In dieser Einrichtung ist nämlich das Halten von Haustieren nicht erlaubt, aber es gibt „gemeinsame“ Haustiere. Im Büro des Betreuungspersonals steht ein Terrarium mit zwei Achatschnecken. Diese Schnecken werden sowohl von den BetreuerInnen als auch von den BewohnerInnen versorgt und für bestimmte Projekte oder Themen eingesetzt. Die Schnecken sind in das Haus eingezogen, weil das Thema Tiere immer wieder von den BewohnerInnen thematisiert wurde. Einige BewohnerInnen haben sich ge-

wünscht, dass Haustiere erlaubt sind. Aus verschiedenen Gründen (die weiter unten in der Interview-Auswertung noch angeführt werden) ist das aber nicht möglich und deshalb wurden gemeinsame Haustiere angeschafft. Besonders bei den Kindern, die im Haus wohnen, sind die Schnecken sehr beliebt und werden mit Begeisterung versorgt und gepflegt.

Inadäquate Versorgung

Es kann leider auch mal vorkommen, dass Tiere nicht ausreichend oder nicht richtig versorgt werden. Die Gründe dafür können vielfältig sein, manche Tierhalter sind möglicherweise kognitiv nicht in der Lage die Bedürfnisse ihres Tieres zu erkennen, manche haben sich das Tier aus einer Laune heraus genommen und nicht an die Verpflichtungen gedacht, die damit verbunden sind. Und letzten Endes wohnen in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe nur Menschen, die Probleme haben. Diese Probleme mögen individuell sehr verschieden sein, aber irgendwann ist im Leben eines jeden Wohnungslosen etwas schief gelaufen und das kann auch bedeuten, dass Verantwortung für ein Tier zu übernehmen und es richtig zu versorgen, schon zu viel Aufgabe sein kann.

Im Interview habe ich die BetreuerInnen gefragt, was denn passiert, wenn dem Personal auffällt, dass ein Tier nicht richtig versorgt wird. In keiner Einrichtung gibt es dafür ein einheitlich festgelegtes Prozedere, es ist eher eine individuelle, an die Situation angepasste Entscheidung wie vorgegangen wird. In den meisten Fällen werden die Haltung des Tieres und eventuelle Missstände in Gesprächen mit dem Tierhalter thematisiert. Bringt das keine Besserung, greifen manche MitarbeiterInnen ein, was jedoch eine Individualentscheidung ist. Als letztes Mittel wurde überall die Einschaltung des Veterinäramtes angegeben. Das bedeutet im Konkreten, dass ein Amtstierarzt beim Tierhalter vorbei schaut und kontrolliert, ob das Tier adäquat gehalten und versorgt wird. Ist das nicht der Fall, kann das Tier abgenommen und ins Tierheim gebracht werden. Diese Möglichkeit wurde aber von allen Einrichtungen als das allerletzte Mittel angegeben.

In einem sozial betreuten Wohnhaus war bereits einmal eine Abnahme durch das Veterinäramt notwendig. Hier war ein Hund krank, das fiel den MitarbeiterInnen auf. Der Hundehalter bekam den Auftrag zum Tierarzt zu gehen, was er nicht gemacht hat. Zum Schutz des Hundes wurde das Veterinäramt eingeschalten und der Hund wurde anders untergebracht.

In einem Übergangswohnhaus wurde mir berichtet, dass die MitarbeiterInnen auch teilweise die Versorgung übernehmen, wenn der Tierhalter das nicht kann. Wenn zum Beispiel ein Hundehalter krank ist und deshalb nicht mit dem Hund spazieren gehen kann, wird das vom Betreuungspersonal übernommen. Wird das Tier dauerhaft nicht gut versorgt, wird das auch

zum Betreuungsthema und die Versorgung und Pflege der Tiere wird gemeinsam mit dem Tierhalter geplant, organisiert und übernommen. Wenn zum Beispiel auffällt, dass ein Hund zu selten spazieren geführt wird, werden die täglichen Spaziergänge in die Betreuung mit aufgenommen und gemeinsam gemacht. In diesem Haus müssen die BewohnerInnen beim Einzug eine Einverständniserklärung unterschreiben, dass alle Themen rund um das Tier und die Haltung in der Betreuung auch besprochen werden können und die MitarbeiterInnen bei Gefahr im Verzug das Tier auch abnehmen können.

Ein Betreuer aus dem betreuten Wohnen hat mir im Interview davon berichtet, dass er selbst ein Tier von einem Bewohner übernommen hat. Eine Ratte, die nicht ordentlich versorgt wurde und bei Gespräche mit dem Bewohner stellte sich heraus, dass er die Ratte eigentlich gar nicht haben wollte, da sie seiner Ex-Freundin gehörte und hat sie dem Betreuer geschenkt. Der kümmert sich seither um das Tier, dem es sehr gut geht.

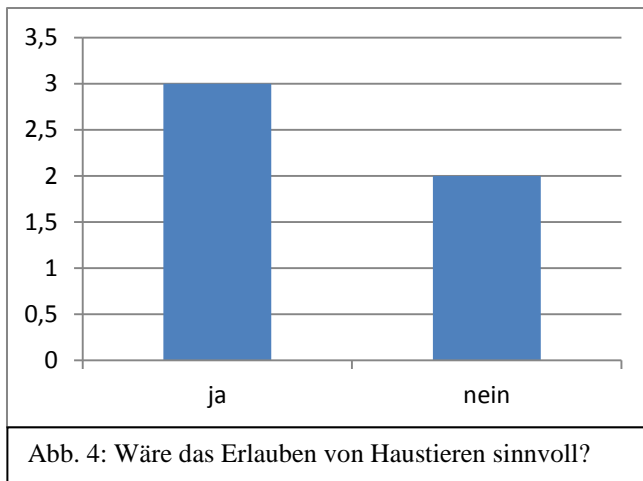
Keine Haustiere erlaubt

In fünf der befragten Einrichtungen ist die Haustierhaltung nicht gestattet. Hier habe ich nach den Gründen gefragt, warum Haustiere nicht erlaubt sind. Folgende Gründe wurden angegeben:

- Eine Vernachlässigung der Tiere wird befürchtet
- Es gibt nicht ausreichend personelle Ressourcen um die adäquate Haltung der Tiere zu überprüfen beziehungsweise zu gewährleisten
- Die räumlichen Gegebenheiten lassen keine Tierhaltung zu
- Schutz der MitarbeiterInnen und BewohnerInnen, die Allergien haben
- Es wird befürchtet, dass die Hygiene im Haus unter der Anwesenheit von Tieren leidet
- Die BewohnerInnen schaffen es oft nicht, sich um sich selbst zu kümmern, daher wird befürchtet, dass sie sich auch nicht um Tiere kümmern können

Alle Interviewpartner berichteten mir aber anschließend davon, dass schon „illegale“ Haustiere vorgekommen sein und es manchmal auch Ausnahmen gab und Tiere doch erlaubt wurden.

In den Einrichtungen, in denen keine Haustiere erlaubt waren, fragte ich die BetreuerInnen danach, ob sie persönlich gerne Tiere erlauben würden und das Erlauben der Tierhaltung für sinnvoll halten würden.



Drei der befragten BetreuerInnen gaben an, dass sie das Erlauben der Haustierhaltung für sinnvoll erachten würden, zwei gaben an, dass es nicht sinnvoll wäre. Folgende Gründe wurden mir aufgezählt, die für eine Haustierhaltung sprechen würden:

- Tiere sind im Leben vieler Menschen wichtig und sollten nicht generell verboten werden
- Über Tiere kann man leichter Zugang zu einem Menschen bekommen
- Tiere bieten Körperkontakt und Nähe, was vielen BewohnerInnen fehlt
- Tiere bieten Ablenkung vom frustrierenden Alltag
- Im Kontakt mit Tieren können sich Menschen einfach mal fallen lassen, sie müssen nichts aufarbeiten, nicht über Probleme sprechen, sondern können einfach bedingungslose Zuwendung erfahren
- Tiere sind ein schönes Thema und können einen positiven Ausgleich zum belastenden Alltag bieten
- Tiere sind soziale Brückenbauer
- Der biographische Zugang ist über Tiere leichter, auch von ehemaligen Tieren wird gerne erzählt

Interviews BewohnerInnen

Als nächsten Schritt habe ich Interviews mit BewohnerInnen verschiedener Einrichtungen geführt. Insgesamt konnte ich sieben Interviews durchführen, sechs von den befragten BewohnerInnen hatten Haustiere, lebten also in Einrichtungen, wo Tiere erlaubt sind und einer lebte in einem Übergangwohnhaus, in dem keine Haustiere erlaubt waren.

Der Interviewleitfaden sah folgende Fragen vor:

1. Haben Sie aktuell ein Haustier?

2. Haben Sie sonst irgendwie Kontakt zu Tieren?
3. Hatten Sie früher Haustiere?
4. Hätten Sie gerne ein Haustier?
5. Warum ist ein Haustier ihrer Meinung nach wichtig oder gut?
6. Welche negativen Dinge könnte es bei Haustieren geben?

Da die Antworten auf die Fragen sehr unterschiedlich waren und teilweise zu langen Erzählungen geführt haben, möchte ich hier jedes Interview einzeln als kurze Fallgeschichte vorstellen.

Herr Josef

Herr Josef¹ ist 31 Jahre alt und wohnt seit einem Jahr in einem Übergangwohnhaus. Er wohnt dort mit seinem Hund Jacky, einem Schäfer-Mischling. Vor dem Einzug in das Übergangwohnhaus hatte er zwei Hunde, aber ihm wurde schnell klar, dass der vorhandene Platz für zwei Hunde nicht ausreicht. Herr Josef bewohnt zusammen mit Jacky ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer. Den zweiten Hund hat er einem Freund gegeben, der sich gut um ihn kümmert.

In dem Übergangwohnhaus gibt es außerdem noch Vögel und Fische, die er gerne besucht und beobachtet, er beteiligt sich aber nicht an dessen Pflege.

Jacky ist sein erster Hund, früher hatte Herr Josef keine Haustiere, hat aber immer davon geträumt einen Hund zu haben.

Für Herrn Josef bedeutet ein Haustier einen Wegbegleiter zu haben und nicht immer alles alleine machen zu müssen. Ohne Jacky würde er sich sehr alleine fühlen. Ein Nachteil am Haustier ist laut Herr Josef, dass man sich auch im Krankheitsfall um das Tier kümmern muss und die Verantwortung dann nicht einfach auf jemand anderen abschieben kann.

Frau Karin

Frau Karin wohnt mit ihrer Katze Lucy in einem Übergangwohnhaus. Sie ist 42 Jahre alt und bewohnt das Haus seit 3 Monaten. Frau Karin hat Lucy erst ganz kurz, sie zog hier ohne die Katze ein und hat sie sich erst genommen, als sie bereits einige Zeit hier gewohnt hat. Sie hat bei anderen Bewohnern gesehen, dass diese Haustiere haben und das hat in ihr auch den Wunsch nach einem Tier geweckt.

¹ Alle Namen wurden aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert bzw. verändert

Ihre Intention das Tier zu nehmen, war die, dass sie ein Lebewesen wollte, um das sie sich kümmern kann und mit dem sie kuscheln kann. Sie sieht keinerlei Nachteile beim Halten von Haustieren.

Lucy ist nicht ihre erste Katze, sie hatte früher in ihrer eigenen Wohnung auch schon eine Katze, die dann verstorben ist.

Herr Harald

Herr Harald ist 33 Jahre alt und wohnt im betreuten Wohnen. Er bewohnt dort eine Wohnung mit seinem zwei Katern Rocky und Otto. Rocky ist 6 Jahre alt und war schon bei Herrn Harald, bevor dieser ins betreute Wohnen zog. Mit Rocky hat Herr Harald noch in einer eigenen Wohnung gelebt. Diese Wohnung hat er dann verloren und für etwa ein Monat war er obdachlos und übernachtete auf der Straße oder in Notquartieren. Während dieser Zeit war Rocky nicht bei ihm, sondern bei seiner Ex-Frau. Als Herr Harald dann den Wohnplatz im betreuten Wohnen bekam, holte er Rocky gleich zu sich. Für Herrn Harald war klar, dass er nur in eine Einrichtung ziehen würde, in die er Rocky auch mitnehmen kann, er wollte die Katze auf keinen Fall aufgeben.

Den zweiten Kater, Otto, hat Herr Harald letzte Woche aus dem Tierheim geholt. Er wollte unbedingt eine Katze aus dem Tierheim: „Ich habe eine 2. Chance bekommen, das Tier soll auch eine 2. Chance bekommen“, hat er dazu gesagt. Herr Harald meint, dass Rocky alleine sehr unglücklich war und sich gelangweilt hat, deshalb hat er Otto dazu geholt. Die beiden verstehen sich gut.

Bevor Herr Harald wohnungslos wurde, hatte er auch zwei Hunde. Diese Hunde sind jetzt bei seiner Ex-Frau und werden auch dort bleiben, da sie sich in der momentanen Wohnung nicht wohl fühlen würden. Herr Harald gab an, schon sein ganzes Leben lang Hunde in seiner Umgebung gehabt zu haben, schon im Elternhaus wuchs er mit Hunden auf. Jetzt seien ihm aber seine Katzen wichtiger.

Als positiv an den Haustieren betrachtet Herr Harald folgendes:

- Sie wirken beruhigend
- Sie helfen, Stress abzubauen
- Man kann mit ihnen schmuse
- Mit einer Katze muss man nicht raus gehen
- Man ist nicht alleine

Als Nachteil hat Herr Harald nur angegeben, dass seine Katzen ihn nachts nicht schlafen lassen, weil sie so viel spielen.

Herr Richard

Herr Richard wohnt mit seinem Hund Hasso im betreuten Wohnen. Herr Richard hat Hasso vor zehn Jahren von einem Arbeitskollegen übernommen, eigentlich nur vorübergehend als Pflegeplatz, aber er hat ihn dann doch behalten.

Herr Richard wurde vor drei Jahren wohnungslos, die folgenden drei Jahre hat er sich gemeinsam mit Hasso auf der Straße durchgeschlagen. Er schlief manchmal in Notschlafstellen, wenn dort auch Hunde erlaubt waren, denn ohne Hasso wäre er nirgends hingegangen. Meistens schlief er aber auf der Straße und teilte sich mit Hasso einen Schlafsack.

Im betreuten Wohnen ist Herr Richard jetzt seit zwei Monaten und er hat es Hasso zu verdanken, dass er hier gelandet ist. Letzten Winter war es so kalt, dass Hasso beinahe erfroren wäre, er hat im Schlafsack schrecklich gezittert und Herr Richard machte sich große Sorgen. Das hat ihn dazu bewegt, sich um einen fixen Wohnplatz zu kümmern, damit Hasso nicht mehr in der Kälte schlafen muss. Herr Richard sagt heute, dass Hasso ihm damit das Leben gerettet hat.

Bereits in seiner Kindheit hatte Herr Richard viele Tiere: Hunde, Katzen, Wüstenspringmäuse, Ratten, Aquarien. Er kann sich ein Leben ohne Tiere gar nicht vorstellen.

Als positiv an einem Haustier sieht Herr Richard folgendes:

- Ist Familienersatz
- Man ist nicht alleine
- Man kann kuscheln
- Mit dem Hund kommt man regelmäßig hinaus
- Der Hund gibt ihm Halt und Mut, weiter zu kämpfen und im Leben weiter zu kommen
- Der Hund ist ein treuer Begleiter, der mit ihm durch Dick und Dünn geht
- Man kann Verantwortung übernehmen

Als Nachteile gab Herr Richard folgendes an:

- Finanzielle Belastung
- Urlaub ist nicht möglich
- Eine Katze wäre einfacher als ein Hund
- Man ist nicht nur für sich selbst, sondern auch für ein anderes Lebewesen verantwortlich und muss das in seinen Entscheidungen berücksichtigen

Herr Daniel

Herr Daniel wohnt seit 3 Monaten mit seiner Katze Lilo im betreuten Wohnen. Er hatte schon als Kind Haustiere und will nicht ohne Tiere leben.

Lilo ist seit 14 Jahren sein Wegbegleiter, er hat ihn damals aus einer Zoohandlung gekauft. Lilo ist für Herrn Daniel ein Familienmitglied. Als er wohnungslos wurde, hat er gezielt einen betreuten Wohnplatz gesucht, wo Tiere erlaubt sind, weil er Lilo nicht weggeben wollte.

Als positiv am Haustier beschreibt Herr Daniel, dass er durch Lilo nicht alleine ist. Er sei viel zu Hause, weil er nicht arbeitet und wenn er da alleine wäre, wäre das schlecht. Aber mit Lilo ist es gut und er hat jemanden zum kuscheln. Nachteile konnte Herr Daniel keine nennen. Er sei nur froh, dass er eine Katze hat und keinen Hund, denn mit der Katze muss er nicht raus gehen.

Frau Sabrina

Frau Sabrina wohnt mit ihren sechs Ratten seit zwei Jahren in einem Übergangswohnhaus. Eingezogen ist sie hier mit insgesamt 16 Ratten, die sind mittlerweile aber alle schon verstorben. Im Haus sprach sich schnell herum, dass sie Ratten mag, Frau Sabrina bezeichnet sich selbst als „die Rattenfrau“. Von anderen BewohnerInnen des Hauses hat sie vier Ratten übernommen, weil sie sich nicht mehr um die Ratten kümmern konnten oder wollten und zwei hat sie sich selbst noch dazu genommen, aktuell hat sie also sechs Ratten.

Frau Sabrina berichtet mir von den Kunststücken, die ihre Ratten können und dass sie auch gerne mit ihnen kuschelt. Das Positivste an den Ratten ist für Frau Sabrina, dass die Tiere für sie immer eine große Motivation waren. Egal wie schlecht es ihr in ihrem Leben ging, um die Tiere musste sie sich immer kümmern und dadurch hat sie sich dann auch oft besser gefühlt.

Weitere genannte positive Auswirkungen der Tiere:

- Kuscheln
- Sie tun der Seele gut, hören sich die Probleme an und trösten
- Sie bringen Spaß
- Den Tieren kann man Liebe und Aufmerksamkeit schenken
- Soziale Kontakt lassen sich schneller herstellen

Als Nachteil hat Frau Sabrina die Kosten genannt, die Futtermittel und Tierarzt verursachen. Sie betonte aber immer wieder, dass sich das finanziell bisher immer ausgegangen sei und sie würde lieber bei sich selbst Einschränkungen vornehmen, als auch nur ein einziges Tier herzugeben.

Herr Helmut

Herr Helmut wohnt in einem Übergangswohnhaus, in dem keine Haustiere erlaubt sind. Früher hatte er einen Hund, einen Labrador, der sechs Jahre bei ihm gelebt hat, bis er verstorben ist.

Herr Helmut hätte jetzt sehr gerne wieder einen Hund, aber in diesem Übergangswohnhaus sind Haustiere nicht erlaubt. Der Wunsch nach einem Hund ist für ihn aber eine große Motivation, möglichst schnell wieder eine eigene Wohnung zu bekommen. Sobald er eine eigene Wohnung hat, möchte er wieder einen Hund haben.

Herr Helmut meint, die Hunde von wohnungslosen Menschen seien viel besser erzogen als die Hunde von nicht-wohnungslosen Menschen. Der Grund dafür liege darin, dass Wohnungslose immer mit ihren Hunden zusammen seien und sie deshalb eine besondere Beziehung hätten.

Auf die Frage, welche Vorteile denn ein Haustier bringt, antwortet Herr Helmut folgendes:

- Beschäftigung
- Wohnung ist nicht leer und man wird begrüßt, wenn man nach Hause kommt
- Ein Tier keppelt nicht zurück
- Man kann/muss spazieren gehen, wenn man einen Hund hat
- Ein Tier ist oft besser als ein Partner
- Mit einem Hund kann man nicht immer am Zimmer sitzen, man muss auch hinaus gehen
- Man ist nicht so alleine
- Ein Tier lenkt von den Problemen ab

Als Nachteile nennt Herr Helmut, dass ein Tier viel Zeit und Geld kostet.

Zu den Interviews seien hier zwei Kritikpunkte anzuführen. Einerseits habe ich auf meine Anfrage nach einem Interview relativ wenig Rückmeldung erhalten. Es stellt sich also die Frage, wie repräsentativ die Aussagen in den Interviews tatsächlich sind, wenn ich nur eine kleine Gruppe von BetreuerInnen und BewohnerInnen interviewen konnte. Auch bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen kann man sowohl bei den BetreuerInnen wie auch bei den BewohnerInnen von einer gewissen Voreingenommenheit ausgehen. Es ist gut möglich, dass sich nur die BetreuerInnen für ein Interview gemeldet haben, die selbst eine Affinität zu Tieren haben und die Haustierhaltung unterstützenswert finden.

Die Interviews mit den BewohnerInnen wurden mir von den betreuenden Einrichtungen vermittelt. Hier wurde das Ergebnis sicher beeinflusst, denn die InterviewpartnerInnen waren sicher ausgewählte BewohnerInnen, mit denen ein Interview einerseits gut möglich ist und die andererseits nicht völlig in der Tierhaltung überfordert sind. Beim Interview mit Herrn Helmut, der in einem Haus wohnt, wo Tiere nicht erlaubt sind, hat mir die Betreuerin sogar im Vorfeld gesagt, dass sie extra jemanden ausgesucht haben, der beim diesem Thema nicht allzu traurig wird. Denn das Thema Tiere ist ein sehr häufiges in diesem Haus und die Betreuerin hatte Angst, dass ich mit meinem Interview bei dem ein oder anderen Menschen etwas aufwühlen könnte oder den Wunsch nach einem Tier überhaupt erst wecken könnte. Daher wurde mir Herr Helmut vermittelt, der als psychisch sehr stabil gilt. Durch diese Vorauswahl ist die Gruppe der interviewten BewohnerInnen natürlich auch nicht mehr repräsentativ für die BewohnerInnen in der Wohnungslosenhilfe, die Interviews können lediglich als kleiner Einblick in die Lebenswelt dieser Menschen (und Tiere) gesehen werden.

Zusammenfassung und Empfehlungen

Führt man sich die positive Wirkung von Tieren auf Menschen vor Augen, ist es verwunderlich, dass die Mensch-Tier-Beziehung nicht viel öfter in der Sozialarbeit (besonders in der Wohnungslosenhilfe) genutzt wird. Sowohl die tiergestützte Therapie wie auch das gezielte Fördern der Mensch-Tier-Beziehung (z.B. durch das Ermöglichen von eigenen Haustieren in Einrichtungen) haben sich in der Sozialarbeit noch nicht als Konzepte manifestiert.

Die von mir durchgeführten Interviews mit BetreuerInnen von Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe haben gezeigt, dass der Großteil der Befragten der Meinung ist, dass Haustiere für wohnungslose Menschen eine wichtige Ressource darstellen. Gleichzeitig hat die Befragung aber auch gezeigt, dass dieser Bereich noch Entwicklungspotential aufzeigt und keineswegs überall als ideal gelöst gesehen wird. Im Folgenden möchte ich ein paar konkrete Maßnahmen zur Umsetzung vorstellen, die eine Verbesserung in diesem Bereich erreichen könnten.

Zum einen scheint es sinnvoll, auf der Seite der BetreuerInnen für Entlastung zu sorgen. Das könnte einerseits eine Schulung bedeuten, in der das Betreuungspersonal einen Überblick über die artgerechte Haltung erhält und den richtigen Umgang mit den verschiedenen Tieren erlernt. So könnten schon im Vorfeld Berührungsängste abgebaut werden.

Eine weitere Idee für die Entlastung der BetreuerInnen könnte eine externe Stelle sein, die Ansprechpartner bei Fragen und Problemen rund um die Haustierhaltung in der Wiener Wohnungslosenhilfe ist. Genau ein solches Projekt soll in naher Zukunft von der Volkshilfe Wien unter dem Namen „A G’spia fürs Tier“ gestartet werden. Ziel dabei ist es, von externer Stelle Unterstützung anzubieten. Im Rahmen dieses Projektes sollen Einzelfall-Coaching, Hundetraining und Schulungen möglich sein, um das Zusammenleben zwischen Mensch und Tier angenehmer zu gestalten und zu fördern. So sollen die BetreuerInnen in den jeweiligen Einrichtungen etwas entlastet werden und die NutzerInnen und BewohnerInnen im Umgang mit ihren Tieren sicherer werden.

Dieses Angebot ist allerdings nicht in allen Einrichtungen umsetzbar. In Nachtquartieren herrscht einerseits hohe Fluktuation, es nächtigen dort nicht jede Nacht die gleichen Menschen und andererseits ist ein Nachtquartier in der Regel nur Nachts geöffnet und diese Zeit eignet sich dann nicht dazu, um zum Beispiel Hundetraining durchzuführen.

In Übergangswohnhäusern und betreutem Wohnen geht es darum, die Menschen wieder „wohnfit“ zu machen, so dass sie nach einer bestimmten Zeit alleine in eine eigene Finalwohnung übersiedeln können. In diesem Bereich ist Unterstützung auch im Zusammenleben mit

dem Tier sicher sehr hilfreich. Nicht nur der Mensch, sondern auch das Tier muss unter Umständen das Wohnen erst wieder lernen. Hat zum Beispiel ein Hundehalter vorher einige Jahre mit seinem Hund auf der Straße gelebt, kennt auch der Hund kein Leben in einer Wohnung. Dieser Hund kennt es vielleicht gar nicht „Gassi zu gehen“, denn bisher ist er einfach aufgestanden und an die nächste Hausecke gegangen, um sich zu erleichtern. Jetzt lebt dieser Hund in einer Wohnung und muss sich auch erst umstellen. Manche Hunde sind vielleicht auch nicht ans alleine sein gewöhnt und plötzlich findet der Hundehalter einen Job oder ist in einer Kursmaßnahme und der Hund muss mehrere Stunden am Tag alleine sein. Auch das muss gelernt werden.

In einem sozial betreuten Wohnhaus können Menschen bis an ihr Lebensende bleiben und nicht nur eine befristete Zeit. Hier entfällt der Druck, dass man Mensch und Tier „Gemeindebau-tauglich“ machen muss und kann die Menschen außerdem viel länger unterstützen.

Bei Housing First wiederum ist es so, dass bei Problemen sehr schnelle Hilfe gefragt ist. Hier leben die Menschen bereits in Wohnungen, bekommen aber noch eine befristete Zeit Betreuung und professionelle Unterstützung. Hier könnte das Hauptaugenmerk darauf liegen, Konflikte mit den Nachbarn bezüglich der Tiere zu vermeiden beziehungsweise zu schlichten.

Ein Entwicklungspotential zeigt sich ebenfalls in der tierärztlichen Versorgung. Der Verein neunerHaus hat an drei Tagen der Woche die Tierärztliche Versorgungsstelle geöffnet, in der wohnungs- und obdachlose Tierhalter kostenlos einen Tierarzt in Anspruch nehmen können. Was es allerdings nach wie vor nicht gibt, ist eine Notfallversorgung für Tiere von Obdach- und Wohnungslosen. Im Notfall müssen sich wohnungslose Tierhalter an eine konventionelle Tierklinik wenden und die Kosten dafür dann selbst tragen.

Doch nicht nur die Kosten für einen tierärztlichen Notfall sind enorm, schon die täglichen Lebenserhaltungskosten sind hoch. Eine kleine Unterstützung könnte hier der Verein „Futterbox Österreich“ darstellen. Dieser Verein wurde gegründet, um sozial schwachen Menschen den Zugang zu Tierfutter und Zubehör zu ermöglichen. Derzeit gibt es in Wien etwa zwei Mal im Monat eine kostenlose Ausgabe von Futter und Zubehör, welches zuvor von Einzelpersonen oder Firmen gespendet wurde. Noch ist der Verein nicht sehr groß und kann nur einen kleinen Teil der Menschen unterstützen, die wirklich Unterstützung benötigen würden. Aber vielleicht gelingt irgendwann ein Ausbau nach dem Vorbild der „Wiener Tafel“ mit fixen Lieferanten und regelmäßigen Lieferungen.

Weiteres Unterstützungspotential sehe ich in der Kooperation mit Menschen, die eine fach-einschlägige Ausbildung machen und zum Beispiel Praktika machen müssen. Dabei wären

speziell Hundetrainer-Ausbildungen, Therapiehund-Ausbildungen und der Universitätslehrgang „Tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“ interessant. Menschen, die in diesem Bereich eine Ausbildung machen, könnten in Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe praktische Erfahrung sammeln und so die BewohnerInnen dort im Leben mit ihren Tieren unterstützen.

Abschließen möchte ich mit Worten aus einem Kinderbuch, das von einem Hund handelt, der einen obdachlosen Mann begleitet:

„Ich heiße Feldmann und bin ein Hund. Ich habe vier Beine. Ich habe zwei schlappe Ohren. Ich hab einen langen Ringelschwanz. Und ein abenteuerliches Leben habe ich auch. Ich bin unterwegs und weiß nicht, wo es lang geht. Ich bin hungrig und weiß nicht, ob ich etwas zu fressen bekomme. Ich bin müde und weiß nicht, wo ich heut Nacht schlafen werde. Aber allein bin ich nicht. Neben mir geht noch jemand. (...) Er heißt Gustav und ist ein Mensch.“
(Heyden, Holzach 2013)

Abbildungsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Abb. 1: Tiere in Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe | 34 |
| Abb. 2: Tiere in den interviewten Einrichtungen | 38 |
| Abb. 3: Antworten der BetreuerInnen auf die Frage, ob Tiere eher als Ressource oder als Belastung gesehen werden | 41 |
| Abb. 4: Wäre das Erlauben von Haustieren sinnvoll? | 44 |

Quellenverzeichnis

Flade Antje (2006): Wohnen psychologisch betrachtet, 2. Auflage, Verlag Hand Huber: Bern

Leugner Silvia, Winkelmayr Rudolf, Simon Renate (): Mensch und Tier. Eine harmonische Beziehung, Norka buch- und Zeitungsverlag GesmbH: Klosterneuburg

Schöll Christiane (2005): Wohnungslosigkeit und Hundehaltung, Beziehungsstrukturen zwischen Mensch und Hund. Reaktionen des Hilfesystems auf die Hundehaltung bei wohnungslosen Menschen, Grin: München und Ravensburg

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/gender-statistik/armutsgefaehrung/index.html (19. 8. 2014)

neunerhaus (2014): Jahresbericht 2013. Wien

<http://www.neunerhaus.at/presse/pressespiegel/wiener-zeitung-neunerhaus-tieraerztinnen/> (19. 8. 2014)

<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20003541> (19. 8. 2014)

Slatter Jessica, Lloyd Chris, King Robert: Homelessness and companion animals: more than just a pet? In: British Journal of Occupational Therapy, August 2012

Institut für Jugendkulturforschung (2012): Jugend-Wertestudie 2011, Wien

Irvine Leslie, Kahl Kristina N., Smith Jesse M. (2012): Confrontations and donations: Encounters between Homeless Pet Owners and the Public, in the Sociological Quarterly 53/2012, S. 25 – 43

Lem Michelle (2012): Effects of Pet Ownership on Street-Involved Youth in Ontario, University of Guelph, Canada

Fonds Soziales Wien (2011): Geschäftsbericht 2010 des Fonds Soziales Wien

<http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/2/5/4/CH2247/CMS1381906861783/kurzfassung.pdf> (22. 9. 2014)

<http://wohnen.fsw.at/wohnungslos/nachtquartiere/> (22. 8. 2014)

Heyden Freda, Holzach Michael (2013): Ich heiße Feldmann und bin ein Hund, Verlag Jörg Mithkat, Holzminden

Berk Laura E. (2005): Entwicklungspsychologie, Pearson Studium, München

Olbrich Erhard, Otterstedt Carola (Hrsg.) (2003): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxi der tiergestützten Pädagogik und Therapie, Kosmos Verlag, Stuttgart